

KATHOLISCHE SonntagsZeitung

FÜR DEUTSCHLAND

129. Jg. 20./21. August 2022 / Nr. 33

www.katholische-sonntagszeitung.de

Einzelverkaufspreis 1,90 Euro, 2063

Ein „Lernender“ im Diaspora-Bistum



Sein Wechsel vom Münsterland ins Bistum Dresden-Meißen prägte Bischof Heinrich Timmerevers auf verschiedene Weise. Nun feiert der „Oberhirte der Sachsen“ seinen 70. Geburtstag. **Seite 5**

Wo die Schönheit der Nordsee dankbar macht



Hooge ist die zweitgrößte der zehn Halligen im Schleswig-Holsteinischen Wattenmeer. Wegen der Nähe zur Natur und dem Blick in die Weite ist sie bei Touristen beliebt. **Seite 31**

Jahrhundertflut trifft Sachsen



Als das Ahrtal voriges Jahr vom Hochwasser heimgesucht wurde, wussten die Dresdner, wie sich das anfühlt. Die Jahrhundertflut von 2002 steckt ihnen immer noch in den Knochen. **Seite 16/17**

Vor allem ...

Liebe Leserin, lieber Leser

Unfälle, plötzliche Hindernisse, menschliches Versagen: All das lässt sich wegstecken, solange die tragende Idee nicht zerstört wird. Beeindruckende Beispiele dafür finden sich in dieser Ausgabe.

Da ist zum Beispiel die Idee des gemeinsamen Singens (Seite 19): „Unsere Herzen – Ein Klang“, kündigt der Filmtitel an. Der Streifen kommt am 22. September ins Kino und ist davor mit einer Einladung zum Mitsingen in zahlreichen deutschen Städten zu sehen. Die Leistung aller Mitwirkenden steigt noch dadurch, dass der Film auf dem Höhepunkt der Corona-Krise entstand. Chorgesang schien urplötzlich ungesund und gefährlich zu sein.

Oder Olympia: „Dabei sein ist alles“, galt vor 50 Jahren als Motto bei den heiteren Spielen von München. Die furchtbare, tragisch endende Entführung der israelischen Sportler schockierte die Welt – konnte die olympische Idee aber nicht zerstören. Leider gibt es keine Mauer, die ein goldener Esel nicht überwindet. Korruption und Kommerzialisierung schafften später, die mit Olympia verbundenen Hoffnungen so gründlich auszutreiben, dass viele Menschen seither lieber darauf verzichten.

Die Spiele, die so heiter begannen

Mexiko City 1968“, steht 1972 rückblickend auf der Anzeigetafel im Olympiastadion. Mit Schuhplattler, guter Laune und frohen Farben beginnen die heiteren Spiele von München. Bis der Terror das friedliche Sportfest beinahe beendete. **Seite 2/3**



Foto: Imago/Sven Simon



Ihr
Johannes Müller,
Chefredakteur

VOR 50 JAHREN

Jubiläum und Gedenken

Attentat auf israelische Sportler erschütterte 1972 die Olympischen Spiele



Einmarsch der israelischen Delegation am 26. August 1972 im Münchner Olympiastadion. Noch ahnt niemand, welche Tragödie die Mannschaft zehn Tage später, am 5. September, ereilen sollte.

Foto: Imago/Sven Simon

MÜNCHEN – Vor 50 Jahren fanden die Olympischen Spiele in München statt. Die „heiteren Spiele“ wurden überschattet vom Terroranschlag auf die israelische Mannschaft mit insgesamt 17 Toten. München steht jetzt vor einem Spagat zwischen Feiern und Gedenken.

Der Jubel in Deutschland ist riesig: 1966 setzt sich München als Austragungsort der Olympischen Sommerspiele 1972 gegen so namhafte Städte wie Madrid oder Montreal durch. Für Deutschland geht es um viel mehr als nur Sport: Man will der Welt zeigen, dass man aus den Gräueltaten der NS-Zeit gelernt hat, dass man Olympische Spiele auch anders feiern kann, als es Adolf Hitler 1936 in Berlin mit einer NS-Propagandaschau getan hatte.

Die Idee, Olympia nach Deutschland zu holen, stammt vom damaligen Präsidenten des Nationalen Olympischen Komitees, Willi Daume (1913 bis 1996). Seine erste Wahl: Berlin. Aber eine geteilte Stadt im Kalten Krieg – unmöglich.

Also schlägt Daume München vor. Der damalige Oberbürgermeister Hans-Jochen Vogel (SPD) ist überrascht. „Aber dann dachte ich, welche einmalige Chance diese Spiele für ganz Deutschland sein könnten. Wir könnten zeigen, dass wir ein ganz anderes Deutschland sind als das von 1936“, wird der 2020 verstorbene Vogel im Buch „Die Spiele des Jahrhunderts“ von Roman Deinger und Uwe Ritzer zitiert.

Weltoffen und modern

Schnell ist die Idee von den „heiteren Spielen“ geboren. Nichts soll mehr an die Berliner Spiele von 1936 erinnern. Plakate, offizielle Kleidung, das Maskottchen „Waldi“ – alles soll weltoffen, modern und pluralistisch erscheinen und erstrahlt in hellblau, hellgrün, dunkelblau, silber, gelb und orange. Auf massive Präsenz von Sicherheitskräften wird verzichtet, trotz des RAF-Terrorismus.

Auch die Architektur soll diesen neuen deutschen Geist widerspiegeln. Olympiapark und Olympia-

stadion mit luftig-leicht wirkenden Zelt Dachkonstruktionen erregen weltweit Aufsehen und entwickeln sich zu Wahrzeichen Münchens.

Dazu kommen städtebauliche Veränderungen im Rekordtempo: Die Münchner U-Bahn wird ab 1965 gebaut, die erste Strecke 1971 eröffnet. Der Münchner Olympiapark entsteht, der bis heute Touristenmagnet und Erholungsgebiet ist. Die Fußgängerzone wird 1966 beschlossen und im Sommer 1972 eröffnet. „Olympia gab der Stadt einen enormen Schub in Sachen Kultur, Design und Architektur. Die Stadt hat sehr profitiert“, sagt der Münchner Kulturreferent Anton Biebl. Ohne die Olympischen Spiele sähe München heute anders aus, ist er überzeugt.

Die ersten zehn Tage verlaufen die Olympischen Spiele in München wie erhofft. Spannende Wettkämpfe, großartige Stimmung: Publikumsliebling Mark Spitz holt im Schwimmen sieben Goldmedaillen, allesamt mit Weltrekord. Ulrike Meyfarth gewinnt für Deutschland mit 16 Jahren überraschend Gold im Hochsprung, ebenfalls mit Weltrekord.

Doch dann kommt der 5. September – und mit ihm das jähe Ende der „heiteren Spiele“. Palästinensische Terroristen überfallen die israelische Mannschaft im Olympischen

Ausstellung

Die Bayerische Staatsbibliothek (BSB) zeigt derzeit eine Fotoausstellung zum Olympia-Jubiläum. Man will die Münchner Spiele in ihrer gesellschaftlichen, politischen und kulturellen Dimension Revue passieren lassen, heißt es dazu. Die Ausstellung „Olympia 72 in Bildern – Fotografien aus den Sammlungen der Bayerischen Staatsbibliothek“ ist bis 4. September zu sehen. Die meisten der teilweise noch nie veröffentlichten Aufnahmen stammten aus Fotosammlungen, die die BSB erst kürzlich erworben habe. Insgesamt seien 140 Fotografien aus den Jahren 1965 bis 1973 zu sehen. Internet: www.bsb-ausstellungen.de.

Dorf, töten zwei Menschen und nehmen neun Sportler als Geiseln. Sie verlangen von Israel die Freilassung von 234 Palästinensern und von Deutschland die Freilassung der RAF-Mitglieder Andreas Baader und Ulrike Meinhof, außerdem freies Geleit und ein aufgetanktes Flugzeug zur Flucht. Die deutschen Sicherheitsbehörden setzen alles auf eine Karte. Sie transportieren Geiselnnehmer und Geiseln zum Fliegerhorst Fürstenfeldbruck.

Der Befreiungsversuch endet in einer Katastrophe: Am Ende sterben alle Geiseln, ein bayerischer Polizist und fünf Terroristen. Die Spiele werden fortgesetzt – obwohl viele für einen Abbruch plädieren.

München steht nun in diesem Jahr vor der schwierigen Aufgabe, an 50 Jahre Olympische Spiele zu erinnern und dabei auch würdig der Opfer des Attentats zu gedenken. Die Olympischen Spiele in München seien für immer verbunden mit dem Attentat, betont Kulturreferent Biebl. Und trotzdem: Immer noch ist viel von einem Jubiläumsjahr zu lesen und zu hören, auch wenn Biebl betont: „Wir werden 2022 als Gedenkjahr ansehen.“

Auch Charlotte Knobloch, die heutige Präsidentin der Israelitischen Kultusgemeinde München und Oberbayern, spricht lieber von einem Gedenkjahr. Sie wirft München vor, sich jahrelang nicht bewegt zu haben, um eine Erinnerungskultur rund um das Attentat aufzubauen.

Erst 1995 wurde ein Denkmal mit dem Titel „Klagebalken“ im Olympiapark errichtet, 2017 dann ein größerer Erinnerungsort. In Fürstenfeldbruck zumindest gibt es seit 1997 jährliche Gedenkfeiern zum Jahrestag des Attentats. Zum 40. Jahrestag im Jahr 2012 wurden sie erstmals im großen Stil mit hochrangigen Politikern aus Israel und Deutschland sowie Angehörigen der Opfer begangen.

Opfer im Mittelpunkt

Und nun der 50. Jahrestag: Wieder ist eine große Gedenkfeier im Fliegerhorst Fürstenfeldbruck geplant. Dazu soll ein digitaler Erinnerungsort entstehen (siehe rechts). Außerdem erinnert die Ausstellung „Zwölf Monate – Zwölf Namen“ an die elf israelischen Opfer und den getöteten bayerischen Polizisten: In jedem Monat des Gedenkjahres steht ein Opfer im Mittelpunkt.

Knobloch zeigt sich inzwischen versöhnlich: Alle Seiten bemühten sich außerordentlich mit dem Gedenken zum 50. Jahrestag, sagt sie. Sie glaube, dass die Hinterbliebenen der Opfer mit dem Gedenken zufrieden sein werden. *Christiane Ried*

Kontinuierliche Erinnerung

Digitaler Gedenkort zum Fliegerhorst Fürstenfeldbruck nur ein erster Schritt

FÜRSTENFELDBRUCK/MÜNCHEN – Zum 50. Jahrestag des Olympia-Attentats von 1972 in München und der missglückten Befreiung der Geiseln auf dem Fliegerhorst Fürstenfeldbruck soll es erstmals einen umfassenden Erinnerungsort geben – und zwar in digitaler Form. Initiiert wurde er vom Landratsamt Fürstenfeldbruck. Projektleiterin Silke Seiz erläutert, warum es bis heute keinen authentischen Erinnerungsort gibt.

Frau Seiz, Sie sind federführend dafür zuständig, einen digitalen Erinnerungsort zum Olympia-Attentat vor 50 Jahren in Fürstenfeldbruck zu entwickeln. Was ist genau geplant?

Der Erinnerungsort basiert auf drei Säulen: einer Internetseite, einer App und einer begleitenden Social-Media-Strategie. Die Internetseite soll in vier Sprachen abrufbar sein – Deutsch, Englisch, Hebräisch und Arabisch – und richtet sich an ein internationales Publikum. Hauptzielgruppe sind für uns die jungen Leute, von daher die App und die Social-Media-Strategie. In den digitalen Erinnerungsort sollen nämlich nicht nur historische Dokumente, Videos, Interviews mit Zeitzeugen und Fotos einfließen, sondern auch Elemente von „Augmented Reality“ (erweiterte Realität).

Welche Möglichkeiten bietet die virtuelle Gedenkstätte?

App-User sollen den Ort des missglückten Befreiungsversuchs virtuell begehen können. Sie können auf dem Rollfeld oder am Tower das Geschehen etwa aus Sicht der Polizei oder der Sanitäter nacherleben. Ebenso wird die Möglichkeit vorbereitet, dass die User die App von einem beliebigen Ort nutzen können und sich dabei so fühlen, als ob sie sich auf dem Gelände des Fliegerhorsts Fürstenfeldbruck befinden, obwohl sie eigentlich zu Hause auf der Couch sitzen.

Das funktioniert ähnlich wie die App „Tag der Befreiung“ der KZ-Gedenkstätte Dachau, die ebenfalls einen Rundgang mit solchen Elementen bietet. Wir werben dafür, dass Lehrkräfte unser Angebot im Unterricht einsetzen. Terrorismus, der Nahostkonflikt oder Gedenkarbeit sind schließlich Themen, die auch in den Schulen behandelt werden.

Kann man den Fliegerhorst denn auch real erleben, also hinfahren



▲ Silke Seiz ist Projektleiterin des Erinnerungsorts „Olympia-Attentat 1972“ in Fürstenfeldbruck. Foto: privat

und sich alles anschauen? Dann würde man Menschen einbeziehen, die weniger technik-affin sind.

Das soll natürlich irgendwann dazukommen. Aktuell können wir einen „analogen“ Erinnerungsort am Fliegerhorst aber nicht umsetzen, weil dort noch die Bundeswehr untergebracht ist. Das Gelände ist dementsprechend abgeriegelt, da kann man als Besucher nicht einfach reinspazieren. Unser Plan war daher, mit einem digitalen Erinnerungsort zu starten und diesen in den echten Ort zu integrieren, sobald er für die Öffentlichkeit zugänglich ist.

Und das wäre wann?

Der Termin wurde in den letzten Jahren immer wieder nach hinten verschoben. Wir hatten vor vielen Jahren gehofft, schon in diesem Jahr zum 50. Jahrestag einen Gedenkort am Fliegerhorst einrichten zu können. Aber Stand jetzt bleibt die Bundeswehr noch bis 2026 auf dem Gelände. Und auch dieses Datum dürfte angesichts des Ukraine-Kriegs und der geplanten Stärkung der Bundeswehr vielleicht nochmal diskutiert werden. Von daher wollten wir auf Nummer sicher gehen und haben gleich mit einem digitalen Erinnerungsort losgelegt.

Vor dem Eingang des Fliegerhorsts erinnert ja zumindest bereits ein kleines Denkmal an die Opfer des Attentats.

Genau, dort finden auch die jährlichen Gedenkfeiern statt, die Landrat Thomas Karmasin Mitte der 1990er Jahre gestartet hat. Die werden gut angenommen. Regelmäßig ist auch die Präsidentin der Israeli-

tischen Kultusgemeinde München und Oberbayern, Charlotte Knobloch, zu Gast, ebenso die israelische Generalkonsulin. Und auch viele Bürger aus Fürstenfeldbruck und Umgebung kommen regelmäßig.

Es wurde erst sehr spät mit einem Gedenken begonnen. In München gibt es seit 1995 ein Denkmal im Olympiapark und seit 2017 einen größeren Gedenkort – Jahrzehnte nach dem Attentat. Haben Sie eine Erklärung dafür?

Das ist in der Tat eine sehr schwierige Frage. Ich möchte aber betonen, dass Landrat Karmasin in Fürstenfeldbruck seit 1997 jedes Jahr eine Gedenkveranstaltung ausrichtet. Eine erste große zentrale Gedenkfeier auf dem Gelände des Fliegerhorsts richtete ebenfalls der Landkreis 2012 zum 40. Jahrestag aus. Erstmals waren Überlebende und Angehörige anwesend. Die große Gedenkveranstaltung zum 40. Jahrestag war mit ein Grund, bis 2022 einen umfassenden Erinnerungsort zu schaffen.

Wann soll der digitale Erinnerungsort offiziell startklar sein?

Derzeit haben wir noch ein Online-Infoportal, das über die Erinnerungsarbeit des Landkreises und den entstehenden digitalen Erinnerungsort informiert. Das soll im September durch die Internetseite ersetzt werden. Dann soll auch die App nutzbar sein. Social-Media-Auftritte unterstützen die Veröffentlichung des digitalen Erinnerungsortes.

Gehört zur Social-Media-Strategie auch, dass der Erinnerungsort weiter begleitet werden muss?

Richtig. Wenn alles offiziell gestartet und der digitale Erinnerungsort online gegangen ist, beginnt unsere mittel- und langfristige Arbeit. Wir wollen für unsere weitere Bildungsarbeit an die Schulen in der Umgebung herantreten, an Museen im und außerhalb des Landkreises, mit außerschulischen Medien- und Bildungsorganisationen kooperieren und vieles mehr. Oberstes Ziel dabei ist, eine kontinuierliche Erinnerungsarbeit zu leisten, die zunächst digital erfolgt. Zukünftig soll sie aber mit einer umfassenden Erinnerungsarbeit am Ort des Geschehens kombiniert werden.

Interview: Christiane Ried/red

Informationen

im Internet: www.erinnerungsort-fuerstenfeldbruck1972.de

Kurz und wichtig

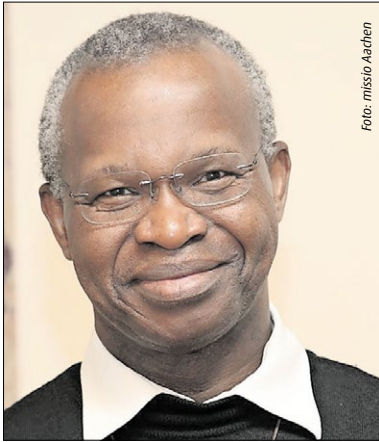


Foto: missio Aachen

Neuer Vorsitzender

Der designierte ghanaische Kardinal, Bischof Richard Kuuia Baawobr von Wa in Ghana, wurde zum neuen Vorsitzenden des Symposiums der Bischofskonferenzen von Afrika und Madagaskar (Secam) gewählt. Er tritt die Nachfolge von Kardinal Philippe Ouedraogo an, der seit Juli 2019 an der Spitze des kontinentalen Symposiums stand. Am 27. August wird Papst Franziskus den 63-jährigen Baawobr als einen von 21 Kirchenmännern zum Kardinal erheben. An der Spitze des kontinentalen Bischofsgremiums stehen Baawobr als erster Vizepräsident Kardinal Fridolin Ambongo aus Kinshasa in der Demokratischen Republik Kongo (DRK) sowie Bischof Lucio Andrice Muandula von Xai-Xai in Mosambik zur Seite.

Geld für Kitas

Das Bündnis Bundesqualitätsgesetz hat die Politik aufgefordert, das sogenannte Gute-Kita-Gesetz weiterhin durch Bundesgelder abzusichern und weiterzuentwickeln. Die Rahmenbedingungen der Kindertagesbetreuung müssten unbedingt verbessert werden. Zu dem Bündnis gehören die Arbeiterwohlfahrt, die Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft und der Bundesverband Katholischer Tageseinrichtungen für Kinder.

Kirchenbibliothek

Aus der Diözesanbibliothek des Bistums Dresden-Meißen sind erstmals Werke in digitalisierter Form online abrufbar: neun Handschriften aus dem 19. Jahrhundert und eine spätmittelalterliche Handschrift. Digitalisiert wurden die Werke nach Anfragen von Wissenschaftlern aus aller Welt. Die Maßnahme erfolgte im Rahmen des Landesdigitalisierungsprogramms für Wissenschaft und Kultur durch ein Projektteam der „Sächsischen Landesbibliothek – Staats- und Universitätsbibliothek Dresden“. Insgesamt umfasst die Diözesanbibliothek über 300, teilweise nur einmalig erhaltene Handschriften sowie rund 150 Werke aus der Frühzeit des Buchdrucks.

Ehrenmitglied bei PEN

Das deutsche PEN-Zentrum macht den Autor Salman Rushdie zum Ehrenmitglied und verurteilt die Attacke auf ihn „als perfiden Gewaltakt“ – auch auf Meinungsfreiheit und die westlichen Werte. Rushdie war vergangenen Freitag bei einem Messerattentat verletzt worden. Der Autor wird seit 1989 wegen des Romans „Die satanischen Verse“ und einer Fatwa des iranischen Revolutionsführers Ayatollah Khomeini von muslimischen Extremisten mit dem Tod bedroht.

Erneuerbare Energien

Der katholische Orden der Salesianer Don Boscos will in zehn Jahren zu 100 Prozent erneuerbare Energien nutzen. „Wir müssen uns alle ökologisch bilden und nachhaltig leben“, sagte der Leiter der Gemeinschaft, Pater Reinhard Gasing. Die neuen Leitlinien sollen die bereits geltende Selbstverpflichtung konkretisieren. Man wolle junge Menschen dabei begleiten, sich für eine gerechtere und nachhaltigere Welt einzusetzen, hieß es.

Kölner Dom bleibt nachts dunkel

Bistum will Energie sparen und ein Zeichen setzen

KÖLN (KNA) – Nach dem Speyerer Kaiserdom bleibt auch der Kölner Dom in den kommenden Monaten nachts im Dunkeln, um in Zeiten der Energiekrise Strom zu sparen, teilte die Stadt Köln mit.

Die Beleuchtung repräsentativer Gebäude soll zunächst um 23 Uhr, ab dem Herbst um 22 Uhr abgeschaltet werden. Der Energieverbrauch sei durch energiesparende LEDs zwar

insgesamt gering, dennoch werde Strom gespart. Es sei auch eine symbolische Geste, erklärte das Bistum.

Der Kölner Dom läutete am Abend des Hochfests Mariä Himmelfahrt sein 700-Jahr-Jubiläum ein. Der Grundstein für die gotische Kathedrale wurde am 15. August 1248 gelegt. Am 27. September 1322 weihte Erzbischof Heinrich II. von Virneburg den Altar und den östlichen Bauteil des Doms.



◀ Die geplante Gasumlage der Ampelregierung wird nach Befürchtungen der Sozialverbände Geringverdiener in existenzielle Not stürzen.

Symbolfoto: gem

GEZIELTE ENTLASTUNGEN NÖTIG

Gasumlage trifft Bedürftige

Sozialverbände warnen: Arme können Rechnungen nicht zahlen

BERLIN (KNA) – Die am vergangenen Montag bekanntgegebene Gasumlage kann ärmere Menschen zur Zahlungsunfähigkeit treiben, warnen Sozialverbände. Vor Schnellschüssen müssten gezielte Entlastungen beschlossen sein.

Caritas-Präsidentin Eva Maria Welskop-Deffaa hat sich dafür ausgesprochen, mit den Mehrwertsteuer-Einnahmen aus der geplanten Gasumlage Hilfen für Bedürftige zu finanzieren. „Die Regierung prüft gerade, wie sie die Gasumlage von der Mehrwertsteuer befreien kann“, sagte Welskop-Deffaa den Zeitungen der Funke Mediengruppe. Wer viel heize, werde dann viel Mehrwertsteuer sparen. „Besser wäre: Wer wenig Geld hat, wird bei den Heizkosten gezielt unterstützt.“ Die von der Regierung angekündigte Wohngeld-Reform als Ausgleich komme zu spät, daher seien „die Mehrwertsteuereinnahmen für eine weitere Einmalzahlung für Menschen mit wenig Geld gut zu nutzen“, sagte sie.

Keine Gassperren

Ab Oktober müssen Verbraucher damit rechnen, dass sich der Gaspreis deutlich erhöht, weil die Unternehmen dann Mehrkosten an sie weiterreichen können. „Menschen mit kleinen Einkommen werden die Strom- und Gasrechnung schlicht nicht zahlen können“, befürchtet Welskop-Deffaa. „Es muss deshalb geregelt werden, dass es in dieser Notlage keine Strom- und Gassperren geben wird – egal, ob die Menschen ein, zwei, drei oder vier Monate im Rückstand sind.“

Auch der Paritätische Gesamtverband warnte vor Gassperren und einer neuen Armutsspirale bis hin zu Wohnungsverlust. „Es braucht hier kein Entlastungspäckchen für alle, sondern ein großes Paket für die Armen“, sagte Hauptgeschäfts-

führer Ulrich Schneider. Umgehend forderte der Verband etwa eine Ausweitung des Wohngelds. „Aufforderungen zum Energiesparen sind nicht gänzlich falsch, klingen aber für ärmere Menschen wie Hohn“, kritisierte Schneider. Zur Finanzierung sozialer Ausgaben forderte der Verband eine Übergewinnsteuer.

Die Gasumlage sowie steigende Energie- und Lebensmittelpreise trieben Menschen mit wenig Geld in die Zahlungsunfähigkeit, warnte auch Verena Bentele, die Präsidentin des Sozialverbands VdK. Sie forderte für den Winter „ein Wärmekontingent von 10 000 Kilowattstunden pro Haushalt zu einem fairen Preis, den jeder bezahlen kann“.

Der Verbraucherzentrale Bundesverband sprach von einem „Schnellschuss“, der Verbraucher belaste. Die Bundesregierung solle die Einführung der Umlage verschieben, bis ein Entlastungspaket dazu beschlossen ist.

Bundeswirtschaftsminister Robert Habeck (Grüne) stellte am vergangenen Montag erneut Entlastungen für Bürger und eine Verlängerung von Hilfsprogrammen für die Wirtschaft in Aussicht. Die Bundesregierung habe sich auf erste Schritte wie eine Ausweitung des Wohngelds mit einem Heizkostenzuschuss verständigt, sagte der Minister.

Caritas Präsidentin Welskop-Deffaa kritisierte, dass die Regierung in der aktuellen Situation ihre Förderung für einen von der Caritas angebotenen kostenlosen Stromspar-Check für Hartz-IV-Haushalte kürze. „Die Kommunen übernehmen zu einem gewissen Anteil die Heizkosten von Menschen, die Hartz IV bekommen. Und sie wissen, dass die mit den Gaspreisen drastisch nach oben gehen werden“, erläuterte sie. Ausgerechnet jetzt fahre die Bundesregierung ihre Förderung für das Stromspar-Check-Programm zurück. „Das ist paradox.“

VOM „MOORPAPST“ ZUM OBERHIRTEN DER SACHSEN

„Die Wirklichkeit ist stärker“

Heinrich Timmerevers, Bischof von Dresden-Meißen, begeht seinen 70. Geburtstag

DRESDEN – Blickt Heinrich Timmerevers auf sein Leben zurück, waren vielleicht die sechs Jahre seit seinem Amtsantritt 2016 als Bischof von Dresden-Meißen die spannendsten und herausforderndsten. Ein Erkundungsprozess eigener Art.

Wer nach 64 Jahren im volkswirtschaftlich geprägten Oldenburger Münsterland nach Sachsen zieht, wechselt mehr als nur den Dialekt. Als Heinrich Timmerevers 2016 erfuhr, dass er Bischof von Dresden-Meißen werden sollte, reagierte er nach eigenem Bekunden erst mal „ziemlich geschockt“: „Für mich war klar: Jetzt verlässt du Haus, Hof und Vaterland und ziehst in ein anderes Land.“

Was folgte, war ein Aufbruch – nicht nur geografisch und biografisch, sondern auch im Nachdenken über Kirche und Glaubensleben. Am 25. August feiert der Bischof nun seinen 70. Geburtstag in Dresden.

Heinrich Timmerevers kommt von einem Bauernhof, geboren als zweites von sechs Kindern. Seine Heimat ist eine zum Bistum Münster gehörende katholische Enklave in einem sonst evangelisch geprägten Landstrich. Verlassen hatte er sie nur für das Theologiestudium in Münster, mit kurzem Abstecher nach Freiburg im Breisgau, einen Kurs für Spiritualität der Fokolarbewegung in Rom und von 1984 bis 1990 als stellvertretender Leiter des Collegium Borromaeum in Münster, wo die angehenden Priesteramtskandidaten leben. Danach kehrte Timmerevers nach Visbek als Pfarrer zurück, wo er schon nach seiner Priesterweihe 1980 als Kaplan tätig war.

2001 folgte seine Ernennung zum Weihbischof. Münsters Bischof Reinhard Lettmann machte ihn zeitgleich zum Leiter des Officialatsbezirks Oldenburg. Der niedersächsische Teil des Bistums Münster ist auf der Grundlage einer weltweit einmaligen Rechtskonstruktion kirchenpolitisch weitgehend unabhängig. Der Weihbischof in Vechta hat dadurch ein machtvolleres Amt als andere Weihbischofe. Der Volksmund im Bistum Münster spricht deshalb gern mal vom „Moorpapst“.

Niemanden hätte es verwundert, wäre Timmerevers bis zur Emeritierung in diesem Amt geblieben. Doch überraschend wählte ihn 2016



Bischof Heinrich Timmerevers vor der ehemaligen Katholischen Hofkirche in Dresden. Heute ist sie die Bischofskirche des Bistums Dresden-Meißen, Pfarrkirche und einer der größten Kirchbauten Sachsens.

Foto: KNA

das Domkapitel von Dresden-Meißen zum 50. Bischof des sächsischen Bistums, das zum Teil in den Osten Thüringens reicht. Über die Beweggründe wird bis heute Stillschweigen bewahrt.

Timmerevers stieg auf und verkleinerte sich zugleich: Bei seinem Dienstantritt in Dresden zählte das Diaspora-Bistum knapp 143 000 Katholiken. Zuvor hatte er die Verantwortung für rund 265 000 Gläubige getragen. Auch ist das Budget nun merklich kleiner, wengleich Dresden-Meißen in Ostdeutschland zu den finanziell besser gestellten Bistümern zählt. In der laufenden Diskussion um Finanzhilfen wechselte Timmerevers von der Geber- auf die Nehmerseite.

Was ihn jedoch am meisten herausfordert in seinem ostdeutschen

Bistum, ist die so ganz andere Mentalität der Menschen und Prägung durch die DDR-Zeit. Von seinem Amtsvorgänger Heiner Koch, der nach nur zweieinhalb Jahren in Dresden an die Spitze des Erzbistums Berlin wechselte, hat Timmerevers einen „Erkundungsprozess“ geerbt. Es ist zum einen der offizielle Titel einer Strukturreform des Bistums, zum anderen der persönliche Prozess eines Westdeutschen, der als Bischof und Seelsorger in Ostdeutschland nur dann gut wirken kann, wenn er eine Sensibilität für ostdeutsche Perspektiven, Befindlichkeiten und Realitäten entwickelt.

Fast mantraartig wiederholte Timmerevers in seinen ersten Dresdener Jahren: „Ich bin hier ein Lernender.“ Fragt man ihn heute, was er inzwischen gelernt habe, so fällt

die Antwort vielschichtig aus. So beeindruckt ihn die Glaubensbiografien vieler Ostdeutscher „wegen ihrer Gradlinigkeit“. Dass man für seinen Glauben teils empfindliche Nachteile in Kauf nehmen musste, vielleicht deswegen nicht studieren durfte, dass der Glaube keine gesellschaftliche Selbstverständlichkeit ist, das war für Timmerevers Neuland. Bis heute versucht er, möglichst viel davon wahrzunehmen: „Aber ich hüte mich vor Interpretationen – dazu kenne ich viel zu viele Details nicht.“

Was er sonst noch gelernt habe: „In Ostdeutschland war die Kirche nie systemrelevant. Das sehe ich jetzt als Vorteil, denn westdeutsche Bistümer kosten gegenwärtig die Debatten um den Verlust ihrer ‚Systemrelevanz‘ viel Kraft“, sagt Timmerevers. „Hier hingegen frage ich: Was können wir tun, damit wir als Kirche lebensrelevant für die Menschen in dieser Region sind?“

Eine Frage, für die es keine Patentlösungen gibt und die ihn umtreibt. Mit Statements zu gesellschaftspolitischen Entwicklungen, die in Sachsen nicht immer erfreulich sind, hält er sich indes sehr zurück, obwohl oder vielleicht weil etwa das Problem des Rechtspopulismus auch in die Pfarrgemeinden hineinreicht.

Erkenntnisse gewonnen

Schließlich formuliert Timmerevers noch eine Erkenntnis der vergangenen Jahre: „Die Wirklichkeit ist stärker als jede Idee von Kirche oder Leben.“ Bei der Aufarbeitung von Missbrauchsfällen zeigte er – wie viele seiner Amtsbrüder – nicht immer ein geschicktes Händchen. Jedoch reflektierte er sehr genau, als unlängst das Münsteraner Missbrauchsgutachten erschien: „Mir wird im Rückblick deutlich: Ich bin in ein System des Schweigens hineingewachsen.“

Zu seinem eigenen Handeln als Weihbischof sagte er: „Ich bereue meine fehlende Aufmerksamkeit.“ Deswegen verstehe er es umso mehr als seine Aufgabe, an einer Veränderung mitzuwirken: „Heute kann ich mit einem anderen Standing sagen, dass es so nicht geht.“ Gerade die Perspektive der Missbrauchs-Betroffenen habe ihn „in vielen Gesprächen viel gelehrt“.

Karin Wollschläger



UKRAINISCHER BOTSCHAFTER:

„Der Papst geht eigene Wege“

Andrij Jurasch betont die Bedeutung vatikanischer Vermittlungsbemühungen

ROM – Seit 7. April 2022 ist Andrij Jurasch ukrainischer Botschafter beim Heiligen Stuhl. Als er sein Amt antrat, tobte in seiner Heimat bereits der Krieg. Nun engagiert er sich für einen baldigen Besuch von Papst Franziskus in der Ukraine. Im Interview erklärt der Religionswissenschaftler und Diplomat, wann damit zu rechnen ist.

Herr Botschafter, wird Papst Franziskus bald in die Ukraine reisen?

Der Papst will die Ukraine besuchen. Das wurde deutlich. Wir haben schon über alle informellen Momente gesprochen. Aber wann und wie die Reise gelingen wird, hängt von vielen Faktoren ab. Deshalb müssen wir warten. Denken wir an seine Gesundheit.

Wir hoffen, dass er bald eine Entscheidung treffen wird. Ich bin jedoch nicht sicher, ob es noch vor der Reise nach Kasachstan Mitte September möglich ist. Wir warten auf eine Mitteilung des Vatikans. Über diesen möglichen Besuch sprechen in der Ukraine alle: die Gesellschaft, der Präsident. Auch die Religionsführer im Land haben die Einladung an Franziskus unterstützt, in erster Linie die katholischen Bischöfe. Die Einladung kommt also nicht nur von der Regierung. Ich hoffe sehr, dass es möglich sein wird. Von ukrainischer Seite ist dieser Wunsch jedenfalls sehr explizit.

Was würde eine solche Reise für die Ukraine bedeuten?

Sie wäre ein Zeichen der Solidarität. Aber nicht nur das. Als geistlicher Führer vertritt der Papst die ganze westliche Welt und die westliche demokratische Zivilisation und Kultur. Außerdem wäre der Besuch eine Unterstützung für die katholische Gemeinschaft in der Ukraine.

Wir wissen zwar nicht, wie wir für eine solche Reise eine große Messe



▲ Seit seinem Amtsantritt im April konnte der Botschafter der Ukraine beim Heiligen Stuhl, Andrij Jurasch, bereits mehrfach mit Papst Franziskus sprechen. Fotos: KNA

mit dem Papst organisieren könnten, wie dies bei seinen Reisen sonst üblich ist. Aber es würden auf jeden Fall alle Ukrainer sein Gebet hören. Denn sehr viele leben in dem Bewusstsein, dass das Gebet Wunder vollbringen kann. Gerade das gemeinsame Gebet und noch dazu das mit dem Oberhaupt der Kirche kann wichtige Schritte hervorbringen.

Das wäre auch ein wichtiges Signal an den Aggressor, damit diesem bewusst wird, welche Gräueltaten er vollbringt. Ebenso wäre es ein Zeugnis, wie die Welt auf den Krieg reagiert. Wir Ukrainer würden damit sehen, dass die Welt unser Drama versteht.

Sie sind erst seit ein paar Monaten im Amt des Vatikanbotschafters und kamen in einer Zeit nach Rom, in der sich ihr Land im Krieg befindet ...

Formell gesehen ist es eine kurze Zeit, aber es war und ist andererseits eine so intensive Zeit für meine Aufgabe. Ich habe schon so viel erlebt und erreicht. Ich habe mit allen Vertretern des diplomatischen

Corps Kontakt aufgenommen sowie mit den kirchlichen Institutionen und Nichtregierungsorganisationen, die mit dem Heiligen Stuhl verbunden sind. Als Vertreter eines Staats, der sich im Krieg befindet, kann ich nicht stillsitzen. Ich setze alle Ressourcen ein, die mir zur Verfügung stehen. All jene, die die Gräueltaten des Kriegs kennen und jene, die unserem Staat helfen wollen, unternehmen ihrerseits sehr viel, um ihre Nähe zu bezeugen. Sie bieten auch im praktischen Bereich ihre Hilfe an.

Was konnten Sie erreichen?

Ich konnte konkrete Zeichen setzen, um die Beziehungen zum Heiligen Stuhl auf eine höhere Stufe zu bringen. So ist inzwischen Vieles möglich, was bisher aus unterschiedlichen Gründen nicht vorstellbar war. Wir sind uns alle einig, dass man nur durch Zusammenarbeit weiterkommt.

Wichtig war und ist es mir, dass ich mit dem Heiligen Vater direkt kommunizieren kann. Das hat schon mehrfach stattgefunden – in unterschiedlichen Formen. Wir

konnten direkt und ausführlich miteinander sprechen. So hatten wir die Möglichkeit, Antworten auf bedeutende Fragen zu finden.

Der Heilige Stuhl und vor allem Papst Franziskus haben sich immer wieder zum Krieg geäußert. Wie sehen Sie sein Bemühen um Frieden?

Wir erinnern uns noch daran, wie sich der Heilige Stuhl im Allgemeinen und der Papst im Besonderen über die Situation äußerten, als der Krieg noch nicht ausgebrochen war. Sie gaben klare Signale, indem sie zum Gebet und dazu aufriefen, einen Krieg zu verhindern. Als der Krieg dann ausbrach, gab es im Vatikan viele Bemühungen. So äußerte sich Papst Franziskus jeden Sonntag beim Mittagsgebet und mittwochs bei den Generalaudienzen sowie in vielen Interviews und anderen öffentlichen Auftritten zur Ukraine. Das ist sehr beeindruckend.

Der Papst geht eigene Wege. Er versucht den Aggressor zu überzeugen – insbesondere den russischen Präsidenten Wladimir Putin –, dass Gewalt keine Lösung ist. Alle bisherigen Bemühungen des Papstes und des Kardinalstaatssekretärs Pietro Parolin waren zielgerichtet. Beide haben versucht, mit Putin ins Gespräch zu kommen. Ihre Anfragen wurden aber nicht beantwortet.

Und wie war das auf ukrainischer Seite?

Unser Engagement verstärkte sich dadurch. So nahmen in den vergangenen Wochen die Kontakte mit dem Heiligen Stuhl zu – und zwar auf allen Ebenen bis hin zu der des Papstes und unseres Präsidenten. Als Botschafter konnte ich viel dazu beitragen. Unsere Beziehungen haben sich so entwickelt, dass man sich mittlerweile Osteuropa ohne die Ukraine nicht mehr vorstellen

DIE WELT



kann. Und die Ukraine versteht, dass die Zusammenarbeit ohne den Heiligen Stuhl auf globalem Niveau nicht möglich ist. Wir können unsere Ziele nicht ohne die Hilfe des Heiligen Stuhls erreichen.

Von Seiten des Vatikans gab es etliche humanitäre Initiativen. Wie kamen die in der Ukraine an?

Der Vatikan hat alles unternommen, was möglich ist. In den ersten Tagen des Kriegs gab es vor allem humanitäre Hilfe. Er lieferte Hilfsgüter wie etwa Krankenwagen. Der Papst kennt sich mit der Realität des Kriegs und der Gewalt gut aus. Die Kardinäle Michael Czerny und Konrad Krajewski haben in seinem Auftrag unser Land besucht. Franziskus hat mir erzählt, was ihm Kardinal Krajewski gesagt hat: Die ukrainischen Grenzwächter konnten nicht glauben, dass am Lenkrad des Ambulanzwagens ein Kardinal sitzt. Daraufhin habe Krajewski bekräftigt, dass er Kardinal sei und dass er jetzt extra in die Ukraine fahre, um persönlich Hilfsgüter abzuliefern.

Auch in anderen schwierigen Situationen konnten wir auf die Hilfe des Heiligen Stuhls zählen. Der Nuntius in Kiew hat sich allen Friedensinitiativen angeschlossen. Leider ist uns die andere Seite nie auf Augenhöhe begegnet und ging bisher noch nie auf Angebote zum Dialog ein. Der Heilige Stuhl hingegen war immer bereit, Gespräche zu fördern.

Der Vatikan hat sich bereits nach der Annexion der Krim und der Gewalt im Donbass seit 2014 für Frieden in der Ukraine eingesetzt ...

Das hat Präsident Wolodimir Selenksjy immer unterstrichen. Er hob stets das Potenzial des Vatikans hervor. Doch jede Vermittlung kann nur funktionieren, wenn beide Seiten dazu bereit sind und Gespräche wollen. Die Ukraine war immer dazu bereit.

Sie sind Religionswissenschaftler. Welche Rolle spielt die katholische Kirche in der heutigen Ukraine?

Die katholische Glaubensgemeinschaft ist in der Ukraine sehr aktiv und einflussreich. Etliche ha-

ben das noch nicht wahrgenommen. Es ist aber klar, dass die Zusammenarbeit mit der katholischen Kirche wichtig ist. Nach der Statistik gibt es acht bis neun Prozent griechisch-katholische Ukrainer und ein Prozent römisch-katholische. Also sind zehn Prozent der Ukrainer katholisch. Doch die Statistik spiegelt nicht den eigentlichen Einfluss der Kirchen wider. Dieser ist in der Gesellschaft und in politischen Prozessen spürbar. Das gilt auch für den humanitären Bereich. Die Katholiken sind sehr motiviert und haben ein großes Potenzial sowie ein Bewusstsein für die eigene Identität und Rolle.

Die Stimme der Katholiken wird in der Ukraine immer beachtet – wie etwa die des Kiewer Großerzbischofs Swjatoslaw Schewtschuck. Jeden Tag wendet er sich mit Botschaften im Kontext des Kriegs an die Öffentlichkeit. Diese Botschaften werden in der Gesellschaft sehr gut aufgenommen. Viele warten oft sehnsüchtig auf seine Texte.

Die katholischen Gemeinschaften sind in vielen sozialen Projekten engagiert. Sie haben die nötige Erfahrung dazu. Sie unterrichten jene, die damit keine Erfahrung haben, wie man helfen kann. Das führt zu guten Resultaten. In diesem Kontext ist die

katholische Kirche, denke ich, auch gewachsen. Die Beziehung zum Heiligen Stuhl hat das positiv beeinflusst.

Sie waren bereits früher für die ukrainische Regierung tätig und haben dazu beigetragen, dass es nun eine eigenständige orthodoxe Kirche der Ukraine gibt. Was wird aus der Ökumene, sobald der Krieg vorbei ist?

Ich war von 2014 bis 2020 zuständig für die Abteilung für Religionen und Nationalitäten. Aber es ist übertrieben zu sagen, dass ich für den „Tomos“ (die Verleihung der kirchlichen Eigenständigkeit, *Anm. d. Red.*) verantwortlich war. In der orthodoxen Tradition wird eine enge Zusammenarbeit zwischen Staat und Kirche gesucht. Wir haben diesen Prozess entsprechend begleitet.

Fakt ist, dass es gerade zwischen der neuen orthodoxen Kirche, die seit dem 5. Januar 2019 besteht, und der griechisch-katholischen Kirche in der Ukraine eine enge Zusammenarbeit gibt. Beide fühlen sich einander nahe. Das ist leider mit anderen orthodoxen Kirchen schwieriger, weil deren Weltanschauung anders ist. Das hat dieser Krieg ebenfalls zum Vorschein gebracht. *Interview: Mario Galgano*



Während eines Angelusgebets auf dem Petersplatz halten Besucher ukrainische Fahnen in den Händen.

Die Gebetsmeinung

... des Papstes im Monat August

... für kleine und mittlere Unternehmen, dass sie inmitten der ökonomischen und sozialen Krisen Wege finden, zu überleben, voranzuschreiten und weiter ihren Gemeinden zu dienen.



BEREITS EINMAL VERSCHOBEN

Nuntius: Papstbesuch im Libanon geplant

ROM/BEIRUT (KNA) – Ein Besuch im Libanon steht nach Auskunft des scheidenden Vatikanbotschafters im Libanon, Joseph Spiteri, weiterhin auf der päpstlichen Agenda. „Das Datum des Besuchs wird bekannt gegeben, wenn die römische Kurie diese Reise als nützlich für den Libanon erachtet“, sagte er vorige Woche bei seinem Abschiedsbesuch bei der Maronitischen Liga. Das berichteten libanesischen Medien. Nach vier Jahren im Land war Spiteri im Juli von Papst Franziskus zum Nuntius in Mexiko ernannt worden.

Der Vatikan setze auf „die historische Rolle des Libanon als pluralistisches Land und Tribüne für den Dialog der Kulturen“ und unterstütze das Land weiterhin in internationalen Gremien, sagte der Vatikandiplomat. Er zeigte sich optimistisch, dass es den Libanesen gelingen werde, ihr einzigartiges pluralistisches System durch eine neue Formel zu retten.

Anfang April hatte das Präsidialamt in Beirut mitgeteilt, Franziskus wolle dem Land Mitte Juni einen Pastoralbesuch abstatten. Im Mai hieß es, der Besuch werde verschoben. Wer Spiteri nachfolgt, ist noch nicht bekannt.

Aus meiner Sicht ...



Peter Paul Bornhausen ist Redakteur unserer Zeitung.

Peter Paul Bornhausen

Woher der Hass auf Israel stammt

Israelfeindschaft ist in bestimmten politischen, intellektuellen und künstlerischen Milieus des linken Lagers weltweit schick. Ob in der Labour-Partei, der Boykott-Bewegung BDS, Amnesty International oder jetzt auf der Documenta – Antisemitismus hat schon Tradition. Warum eigentlich?

Mit einer richtiggehenden Obsession ließ Josef Stalin ab 1948 Juden als gefährliche „Kosmopoliten“ in der Sowjetunion verfolgen. Der tschechoslowakische Satellitenstaat stellte seine Waffenlieferungen an Israel ein und verurteilte seinen ersten Botschafter im Land, einen Juden, wegen Hochverrats, Spionage und „Verschwörung“ zu lebenslänglicher Zwangsarbeit. Zuvor hatte Prag noch

Humor bewiesen und Lametta nach Tel Aviv geliefert – wo man weder Tannen noch Weihnachten kennt. Kein Wunder, dass es Israel aus dem sozialistischen Lager in die Arme der USA trieb.

Die Distanz des Ostblocks zu Israel trug zusätzlich dazu bei, dass der Nazi-Auslöschungswahn an den Juden bis heute im Nahen Osten weiterlebt. 1941 hatte sich der Mufti von Jerusalem, Amin al-Husseini, Adolf Hitler angedient, um dessen Exterminationen in den Vorderen Orient zu importieren, und an der Schaffung einer muslimischen Division der Waffen-SS mitgewirkt. Al-Husseini entzog sich seiner Bestrafung als Kollaborateur und Kriegsverbrecher

nach Kairo, wo ihn 1946 Hassan al-Banna willkommenieß, der Anführer der Muslimbruderschaft und ebenfalls großer Bewunderer Hitlers. Dessen Kampf gegen die Juden würden sie weiterführen, versprach er. Die Hamas im Gazastreifen ist ein Ableger dieser Bruderschaft.

Westliche Geheimdienste vertuschten dieses gruselige Nazi-Erbe, um die arabischen Staaten zu schonen. Die Sowjetunion wiederum war mit ihrer Propaganda erfolgreich, die Israelis als die wahren Nazis und Rassenisten hinzustellen. Und die PLO legte sich ein linkes antiimperialistisches Mäntelchen um, zu dem der Palästinenserschäl westlicher Teenager vortrefflich passte.



Lydia Schwab ist Redakteurin unserer Zeitung.

Lydia Schwab

Wenn Energie in der Pflege fehlt

Die steigenden Strom- und Energiekosten liegen den Menschen schwer im Geldbeutel. Besonders Senioren, deren Rente gering ausfällt, stürzen leicht ins Elend – es kann für sie unmöglich werden, ihren Wohnraum zu heizen. Einige werden sich – eine fürchterliche Vorstellung – zwischen warmer Mahlzeit oder warmer Dusche entscheiden müssen.

Für Pflegebedürftige in häuslicher Pflege könnte es noch schlimmer kommen: Kürzlich schlug der Arbeitskreis Privater Pflegevereinigungen in Bayern Alarm: Explodierende Benzinpreise und die hohe Inflationsrate hätten zu einer „dramatischen“ Sachkostensteigerung von rund 14 Prozent geführt. Pflege- und Krankenkassen, die in der Pflicht sind, Re-

finanzierungen zu verhandeln, weigern sich. Pflegedienste, die ohnehin durch die kommende Tariflohnpflicht und Personalmangel belastet sind, geraten an ihre Grenzen.

Es wird befürchtet, dass bis zu 30 Prozent aufgeben, ihren Kundenstamm verkleinern, und so die Versorgung der alten pflegebedürftigen Menschen vielerorts zum Erliegen kommen könnte. Betroffenen fehlt dann Hilfe bei der Körperpflege und in medizinischen Belangen wie dem Verbandswechsel oder der Gabe von Medikamenten. Dass das auch tödlich enden kann, liegt auf der Hand.

Man mag sich die unwürdige Situation der Menschen, die oft jahrzehntelang gearbeitet und ins Sozialsystem eingezahlt haben und

nun einsam, schwach und krank sind, nicht vorstellen. Vor allem nicht, wenn man verfolgt, für welche Kampagnen und Investitionen – etwa die umstrittene Erweiterung des Bundeskanzleramts – stets viel Geld bereitsteht.

Im Fall Bayern wandten sich die Verbände an ihren Gesundheitsminister Klaus Holetschek. Das Ergebnis ist noch offen. Doch eigentlich sollte es eine Selbstverständlichkeit sein, gerade in diesem Bereich hinzusehen, mit Betroffenen zu sprechen, praktikable Lösungen zu finden und unkompliziert Zuschüsse an die richtigen Stellen zu leiten. Ansonsten kann man sich nur die Frage stellen: Sieht so der medial vielbekundete „Schutz der vulnerablen Gruppen“ aus?



Christoph Lehmann ist Rechtsanwalt und stellvertretender Bundesvorsitzender der Katholischen Elternschaft Deutschlands (KED).

Christoph Lehmann

Den Kompromiss nicht anrühren

Groß war die Aufregung hierzulande, als der Supreme Court der Vereinigten Staaten von Amerika das vor fast 50 Jahren durch das Urteil Roe v. Wade begründete Recht auf Abtreibung aufgegeben hat. Dabei urteilte der Supreme Court eigentlich nur, dass es dem Staat nicht verboten ist, Abtreibungen zu regeln und diese gegebenenfalls unter Strafe zu stellen.

Bei der Aufregung wurde gerne übersehen, dass die bisherige Rechtspraxis in den USA mit dem Grundgesetz und seiner Auslegung durch das Bundesverfassungsgericht nicht vereinbar wäre. Hier stellt sich nicht die Frage, ob der Staat überhaupt Abtreibungen verbieten kann, sondern ob er sie verbieten

muss. Der Staat hat die Pflicht, menschliches Leben (auch ungeborenes) zu schützen. Daher kann es ein völlig freies Abtreibungsrecht nicht geben. Der Staat muss dabei das Leben des Kindes nicht immer mit den Mitteln des Strafrechts schützen, er kann auch andere Mittel (wie bei uns die verpflichtende Beratung) nutzen.

Nun wollen einige die neuen Mehrheiten im Bundestag nutzen, das Abtreibungsrecht zu ändern. Ich räume ein, dass auch ich mit unserem Abtreibungsrecht nicht zufrieden sein kann, weil aus meiner Sicht Abtreibungen manchmal gar zu leicht gemacht werden. Trotzdem sollten wir an dem mühsam gefundenen Kompromiss nicht rühren.

Wenn das Bundesverfassungsgericht seine Rechtsprechung nicht völlig ändert, sind die Spielräume für eine weitere Beschränkung des Schutzes des ungeborenen Lebens ohnehin eng. Doch auch ohne die verfassungsrechtlichen Fragen: Wollen wir wirklich, dass, wie das einige fordern, ungeborenes Leben völlig zur Disposition der Mutter steht?

Trotz meiner Unzufriedenheit kann ich mit den gegenwärtigen Regeln leben, weil der Grundsatz, dass ungeborenes Leben zu schützen ist, immer noch unangetastet bleibt. Auch diejenigen, die sich eine freigiebiger Regelung von Abtreibungen wünschen, sollten mit dem jetzigen Gesetz leben können.

Leserbriefe



▲ Auf dem Fliegerhorst Büchel in der Eifel lagern US-Atomwaffen. Immer wieder protestieren Friedensaktivisten vor dem Stützpunkt. Frits ter Kuile drang auf das Luftwaffenfeldgelände vor und wurde dafür zu einer Geldstrafe verurteilt, die er nicht bezahlen wollte. Stattdessen trat er eine Ersatzfreiheitsstrafe an.

Für Frieden und Schöpfung

Zu „Jeder Schritt ist wichtig“ in Nr. 29:

Die letzten paar Sonntage habe ich immer beim Verlassen der Gefängnis-kirche Ihre Zeitung mit zu meiner Zelle genommen und mit Freude gelesen. Sie bieten eine schöne Mischung aus leichten, lockeren Themen einerseits und Glauben und Kirche andererseits. So eine Mischung regt auch das „normale Kirchenvolk“ zum Lesen an.

Heute lese ich den Beitrag über einen Pilgerweg von Stuttgart zur Vollversammlung des Ökumenischen Rats der Kirchen (ÖRK) in Karlsruhe. Ich erinnere mich, wie ich selbst in den späten 1980er Jahren an einem Treffen in Stuttgart teilnahm. Wir liefen auch für Frieden, Gerechtigkeit und die Bewahrung der Schöpfung.

Einiges wurde seitdem bewahrt, vieles ist noch viel schlimmer geworden. Doch meine Hoffnung ist gewachsen, dass wir es schaffen, neue Wege zu finden, um miteinander und mit der Schöpfung zu leben. Immer mehr Menschen, aber auch Betriebe und die Obrigkeit sehen die Probleme und ändern ihr Verhalten.

Auch ich bin zur ÖRK-Vollversammlung eingeladen, damit ich dort

das Engagement zur Bewahrung der Schöpfung ein wenig teilen kann. Ich habe geantwortet, dass ich gerne komme, aber auch über Frieden sprechen möchte. Und darüber, welchen Rat uns Jesus gegeben hat, mit Besatzung und Besatzern umzugehen.

Ich bin Katholik aus Amsterdam und sitze für 30 Tage in der JVA in Wittlich. Mit 18 anderen habe ich mir Zutritt zum Fliegerhorst Büchel verschafft und bin mit einer Dreiergruppe sogar in einen Bunker für US-Atomwaffen und Tornado-Jagdbomber gelangt. Dort haben wir gemeinsam das Vaterunser gebetet. Ich bin verheiratet und habe zwei Kinder, die jetzt so alt sind (24 und 18), dass ich ohne Schuldgefühle ihnen gegenüber in den Knast gehen kann.

Frits ter Kuile,
54506 Wittlich

So erreichen Sie uns:
Katholische Sonntagszeitung
bzw. Neue Bildpost
Postfach 11 19 20, 86044 Augsburg
Telefax: 08 21 / 50 242 81
E-Mail: redaktion@suv.de oder
leser@bildpost.de

Leserbriefe sind keine Meinungsäußerungen der Redaktion. Die Redaktion behält sich das Recht auf Kürzungen vor. Leserbriefe müssen mit dem vollen Namen und der Adresse des Verfassers gekennzeichnet sein. Wir bitten um Verständnis, dass Leserbriefe unabhängig von ihrer Veröffentlichung nicht zurückgeschickt werden.

Ein Denkfehler

Zu „Eine unglaubliche Forderung“ (Aus meiner Sicht ...) in Nr. 30:

Die Empörung ist berechtigt, dass die erste Frau im Laiengremium der deutschen Katholiken flächendeckende Angebote zur Abtreibung fordert. Aber ist die Empörung auch ehrlich? Unser Rechtsstaat setzt das Selbstbestimmungsrecht über alles, ebenso den freiheitlich denkenden Menschen. Der Denkfehler, der sich daraus ergibt, lautet: Ich darf alles, was ich will! Nur: Der Mensch lebt nicht allein auf einer einsamen Insel! Er ist ein soziales Wesen und angewiesen auf den anderen.

Der Mensch ist nicht aus sich selbst entstanden. Er ist entstanden aus – hoffentlich großer – Liebe zweier Menschen. Der Mensch ist auf das Du des anderen hin ausgelegt, gezeugt, von Gott gewollt. Somit kann er rein biologisch schon nicht den Anspruch stellen, aus sich selbst heraus alles bestimmen und umsetzen zu können.

Dennoch hat der Mensch als einziges Lebewesen die Freiheit, sich gegen das eine oder andere zu entscheiden. Diese Freiheit endet dann, wenn es

auf Kosten anderer geht. Alles, was meinen Körper ausmacht, ist mir geschenkt. Daraus ergibt sich notwendigerweise eine Verantwortung mir selbst und denen gegenüber, die mir das Leben geschenkt haben.

Wenn wir keine Kinder zeugen wollen, dann müssen wir alles tun, um Schwangerschaft zu vermeiden! Möglichkeiten gibt es sehr viele. Mir will nicht in den Kopf, warum dennoch die Zahl der Abtreibungen so hoch ist. Es braucht ehrliche Aufklärung in Bezug auf ungewollte Schwangerschaften! Es braucht den Hinweis, dass mit jeder Abtreibung Leben ausgelöscht wird! Es braucht andere Wege, als ungeborenes Leben zu verhindern!

Ende des vergangenen Jahrtausends ging es um die „Scheinlösung“. Demnach bekommt eine Frau, die in einer Beratungsstelle war, einen Schein, der ihr den Weg zur Abtreibung erlaubt. Damals erfuhr ich von der Caritasberatungsstelle in Aschaffenburg: Über 90 Prozent der schwangeren Frauen wollten nach der Beratung ihrem Kind das Leben schenken.

Pfarrer Wolfgang Zopora,
95680 Bad Alexandersbad

Es gibt Wichtigeres

Zu „Älterwerden – außen und innen fit“ (Aus meiner Sicht ...) in Nr. 30:

Es ist wahnsinnig interessant zu lesen, dass die Fürstin bei einem Geburtstag in Marrakesch war und dass sie sich noch sportlich betätigt. Ich meine, es gäbe Wichtigeres für eine Kirchenzeitung. Zu der Autorin ist noch kritisch zu bemerken, dass sie sich vor Kurzem im Fernsehen verständnisvoll über Wladimir Putin geäußert hat.

Franz Egger, 87484 Nesselwang



▲ Für ein Altern in Würde: Gloria von Thurn und Taxis.

Deutliche Kritik

Zu „Weder bei Leitung noch Lehre“ in Nr. 30:

Endlich ein deutliches Wort des Vatikans zum Synodalen Weg! Dieser ist lediglich eine Kopie des Programms der Freimaurer: durch Modernismus, Liberalismus, Relativismus und falsche Ökumene Schritt für Schritt weg von der katholischen Lehre und vom Glauben.

Anton Hieble,
87448 Waltenhofen-Memhölz



▲ Der Autor des Leserbriefs sieht den Synodalen Weg äußerst kritisch.

Frohe Botschaft

21. Sonntag im Jahreskreis

Lesejahr C

Erste Lesung

Jes 66,18–21

So spricht der HERR: Ich kenne die Taten und die Gedanken aller Nationen und Sprachen und komme, um sie zu versammeln, und sie werden kommen und meine Herrlichkeit sehen. Ich stelle bei ihnen ein Zeichen auf und schicke von ihnen einige, die entronnen sind, zu den Nationen, zu den fernen Inseln, die noch keine Kunde von mir gehört und meine Herrlichkeit noch nicht gesehen haben.

Sie sollen meine Herrlichkeit unter den Nationen verkünden. Sie werden alle eure Brüder aus allen Nationen als Opfergabe für den HERRN herbeibringen auf Rossen und Wagen, in Sänften, auf Maultieren und Kamelen, zu meinem heiligen Berg nach Jerusalem, spricht der HERR, so wie die Söhne Israels ihre Opfergabe in reinen Gefäßen zum Haus des HERRN bringen. Und auch aus ihnen nehme ich einige zu levitischen Priestern, spricht der HERR.

Zweite Lesung

Hebr 12,5–7.11–13

Schwestern und Brüder! Ihr habt die Mahnung vergessen, die euch als Söhne anredet: Mein Sohn, verachte nicht die Zucht des Herrn und verzage nicht, wenn er dich zurechtweist! Denn wen der Herr liebt, den züchtigt er; er schlägt mit der Rute jeden Sohn, den er gern hat. Halte aus, wenn ihr gezüchtigt werdet! Gott behandelt euch wie Söhne. Denn wo ist ein Sohn, den sein Vater nicht züchtigt?

Jede Züchtigung scheint zwar für den Augenblick nicht Freude zu bringen, sondern Leid; später aber gewährt sie denen, die durch sie geschult worden sind, Gerechtigkeit als Frucht des Friedens.

Darum macht die erschlafften Hände und die wankenden Knie wieder stark, schafft ebene Wege für eure Füße, damit die lahmen Glieder nicht ausgerenkt, sondern vielmehr geheilt werden!

Evangelium

Lk 13,22–30

In jener Zeit zog Jesus auf seinem Weg nach Jerusalem von Stadt zu Stadt und von Dorf zu Dorf und lehrte.

Da fragte ihn einer: Herr, sind es nur wenige, die gerettet werden?

Er sagte zu ihnen: Bemüht euch mit allen Kräften, durch die enge Tür zu gelangen; denn viele, sage ich euch, werden versuchen hineinzukommen, aber es wird ihnen nicht gelingen.

Wenn der Herr des Hauses aufsteht und die Tür verschließt und ihr draußen steht, an die Tür klopft und ruft: Herr, mach uns auf!, dann wird er euch antworten: Ich weiß nicht, woher ihr seid.

Dann werdet ihr anfangen zu sagen: Wir haben doch in deinem Beisein gegessen und getrunken und du hast auf unseren Straßen gelehrt. Er aber wird euch erwidern: Ich weiß nicht, woher ihr seid. Weg von mir, ihr habt alle Unrecht getan!

Dort wird Heulen und Zähneknirschen sein, wenn ihr seht, dass Abraham, Ísaak und Jakob und alle Propheten im Reich Gottes sind, ihr selbst aber ausgeschlossen seid.

Und sie werden von Osten und Westen und von Norden und Süden kommen und im Reich Gottes zu Tisch sitzen.

Und siehe, da sind Letzte, die werden Erste sein, und da sind Erste, die werden Letzte sein.

Jesus ist „auf seinem Weg nach Jerusalem“, wo er zu Tode kommen wird. Auf der Elfenbeintafel (13. Jahrhundert, Detroit Institute of Arts) sind oben der Verrat des Judas und die Verhaftung Jesu zu sehen, darunter Geißelung und Kreuzweg, ganz unten die Beisetzung Jesu und die Frauen vor dem leeren Grab.

Foto: gem

Gedanken zum Sonntag

Die Chance nicht verpassen

Zum Evangelium – von Pater Hans-Georg Löffler OFM



Kann es sein, dass die Tür wirklich einmal verschlossen ist? Wo bleibt denn da die Liebe, die Vergebung, die Barmherzigkeit Gottes,

die doch immer wieder betont wird? Papst Franziskus hat der Göttlichen Barmherzigkeit 2015 ein ganzes Kirchenjahr gewidmet. Was also gilt?

Dabei ist dieser Jesus ja wirklich gewitzt: Auf die Frage, ob denn alle gerettet werden, geht er gar nicht ein – das ist eine hypothetische Diskussion. „Sieh zu, dass du deine Chance nicht verpasst!“ Jesus dreht den Spieß um. Es geht nicht um die

anonyme Masse, nicht um „alle“. Es geht um dich, um dein Leben. Es geht darum, wie du das Leben siehst, was du vom Leben erwartest, wie du dich mit deinen Talenten und Fähigkeiten einbringst; ob du allein um dich und dein Wohlergehen kreist oder ob dich die Not der Welt noch berührt. Darum geht es Jesus.

Das wichtigste Werk

Und den „Schlaumeiern“ seiner Zeit, die immer wieder neu, sophisticated, versuchen, ihn aufs Kreuz zu legen, macht er deutlich, dass es sehr wohl darauf ankommt, wie ich mich zum Leben, zur Schöpfung, zu den Nächsten verhalte.

„Dein Nächster ist der, der dir gerade gegenübersteht“, schreibt Meis-

ter Eckhardt, und: „Das wichtigste Werk ist stets die Liebe.“

Kann es sein, dass die Tür einmal verschlossen ist? Das Dilemma der kirchlichen Tradition ist, dass solche Bilder eingesetzt wurden, um Menschen unter Druck zu setzen, um sie zu verängstigen: „Wenn du diese oder jene Gebote nicht erfüllst, dann droht dir die ewige Verdammnis, die ewige Gottferne“.

Aber: Diese Szenarien, die aus dieser und anderen vergleichbaren Stellen im Alten und im Neuen Testament abgeleitet wurden, kann ich nicht glauben und will ich auch nicht glauben. Gott verdammt nicht.

Hilfreich war für mich bei dieser Einsicht einmal ein Hinweis des großen englischen Theologen John Henry Newman, dass im Lateini-

schen das Wort „damnatum“, das „verdammt“ bedeutet, reflexiv gebraucht wird. Also nicht Gott verdammt den Menschen, sondern der Mensch reduziert sich selber durch seine Haltung, seinen Egoismus, seine Engstirnigkeit – er verhindert für sich eine Weiterentwicklung, sein Heil-Werden, wir könnten sagen: seine „Erlösung“.

Das Meine tun

Das kann ich verstehen, und in diesem Zusammenhang sehe ich auch die Antwort Jesu: „Sieh zu, dass du deine Chance nicht verpasst!“ Gott nimmt den Menschen ernst. Ob er die Tür öffnet, sie allen öffnet, die rufen „Herr, Herr!“ – das liegt bei ihm – ich halte mich an Jesus und versuche, das Meine zu tun.



Gebet der Woche

HERR, strafe mich nicht in deinem Zorn
und züchtige mich nicht in deinem Grimm!
Sei mir gnädig, HERR, denn ich welke dahin;
heile mich, HERR, denn meine Glieder erstarren vor Schrecken!
Meine Seele ist tief erschrocken. Du aber, HERR – wie lange noch?
HERR, wende dich mir zu und errette mich,
um deiner Güte willen bring mir Hilfe!
Ich bin erschöpft vom Seufzen,
jede Nacht benetze ich weinend mein Bett,
ich überschwemme mein Lager mit Tränen.
Mein Auge ist getrübt vor Kummer,
ist matt geworden wegen all meiner Gegner.
All ihr Übeltäter, weicht zurück von mir,
denn der HERR hat mein lautes Weinen gehört!

Aus dem Psalm 6; den vorletzten Vers in seiner griechischen Version zitiert Jesus im Evangelium: „Weg von mir, ihr habt alle Unrecht getan!“

Glaube im Alltag

von Max Kronawitter



Möchten Sie auch manchmal einen Blick in die Zukunft werfen? Die Frage, was morgen sein wird, treibt viele Menschen um. Wenn wir wüssten, was kommt, wäre die Lebensplanung leichter. Wüsste ein Paar, wie viel Kinder es bekommt, würde sich die Wohnungssuche einfacher gestalten. Dann wäre klar, ob eine Dreizimmerwohnung in der Stadt reicht oder das Haus auf dem Land doch die bessere Wahl ist. Noch aussagekräftiger wäre die Vorausschau auf den eigenen Tod: Wer weiß, dass ihm nur noch wenige Jahre verbleiben, wird mit seiner Zeit und wohl auch mit seinem Ersparten anders umgehen als jemand, der sich auf einen langen Lebensabend einstellt. So hilfreich der Blick in die Zukunft sein könnte – bislang funktioniert er nicht.

Ein Instrumentarium, das zumindest einen Teilbereich der unmittelbaren Zukunft erschließt, gibt es aber tatsächlich: die Wetter-App. Mittlerweile sind diese kleinen Programme auf den elektronischen Begleitern weit verbreitet. Wo immer Outdoor-Aktivitäten geplant werden, wird dieses Wetter-Orakel befragt. Sollte die Prognose Regen verheißen, werden Bergwanderungen, Ausflüge oder Golfpartien abgesagt.

Auch ich bin in den letzten Tagen von einer derartigen Wettervorhersage gewarnt worden. Zusammen mit meiner Frau hatte ich eine Wanderung auf einen der Münchner Hausberge geplant. In Ermangelung alternativer Termine sind wir dann aber doch aufgebrochen. Und

siehe da, obgleich wir bei dunklen Regennwolken gestartet waren, erwartete uns auf dem Gipfel strahlender Sonnenschein. Bereits unterwegs tauchte das Wechselspiel aus Sonne und Wolken die Berglandschaft in ein magisches Licht. Das Beste war freilich, dass wir fast allein unterwegs waren. Die Prognose der Wetter-App hatte offenbar viele Mitbewerber vom Aufbruch abgehalten. Ihr vermeintlicher Blick in die Zukunft hatte sie überzeugt, die Bergtour zu verschieben.

Das Bedürfnis der Menschen, mehr über das Kommende zu erfahren, kennt auch die Bibel. Jesus erteilt dieser Neugier eine Absage: „Ihr kennt weder den Tag noch die Stunde“ sagt er bei Matthäus, und im Hinblick auf die Endzeit gibt er zu verstehen, dass nicht einmal die Engel, sondern nur Gott, der Vater, weiß, was kommen wird. Das Evangelium mahnt zur Wachsamkeit, nicht dazu, möglichst herausfinden zu wollen, was morgen sein könnte.

Gerade weil die Zukunft im Dunkeln liegt, ermöglicht sie einen Gestaltungsraum, fernab von fatalistischen und deterministischen Tendenzen. Die Unsicherheit in Bezug auf das Morgen unterstreicht nicht nur die Freiheit des Menschen. Immer wieder hält sie Überraschungen und Geschenke für uns bereit: Manchmal beschert sie einen Sonnentag, obgleich die Zeichen auf Regen stehen.

Woche der Kirche

Schriftlesungen und liturgische Hinweise für die kommende Woche
Psalterium: 1. Woche, 21. Woche im Jahreskreis

Sonntag – 21. August

21. Sonntag im Jahreskreis

Messe vom Sonntag, Gl, Cr, Prf So, feierl. Schlusssegen (grün); 1. Les: Jes 66,18-21, APs: Ps 117,1.2, 2. Les: Hebr 12,5-7.11-13, Ev: Lk 13,22-30

Montag – 22. August

Maria Königin

Messe von Maria Königin, Prf Maria (weiß); Les: 2Thess 1,1-5.11-12, Ev: Mt 23,13-22 oder aus den AuswL



Marienkronung, Spanien um 1400. Foto: gem

Dienstag – 23. August

Hl. Rosa von Lima

Messe vom Tag (grün); Les: 2Thess 2,1-3a.14-17, Ev: Mt 23,23-26; Messe von der hl. Rosa (weiß); Les und Ev vom Tag oder aus den AuswL

Mittwoch – 24. August

Hl. Bartholomäus

Messe vom Fest, Gl, Prf Ap, feierlicher Schlusssegen (rot); Les: Offb 21,9b-14, APs: Ps 145,10-11.12-13b.17-18, Ev: Joh 1,45-51

Donnerstag – 25. August

Hl. Ludwig – Hl. Josef von Calasanz
Messe vom Tag (grün); Les: 1Kor 1,1-9, Ev: Mt 24,42-51; Messe vom hl. Ludwig/vom hl. Josef (jew. weiß); jew. Les u. Ev v. Tag o. aus den AuswL

Freitag – 26. August

Messe vom Tag (grün); Les: 1Kor 1,17-25, Ev: Mt 25,1-13

Samstag – 27. August

Hl. Monika

Messe vom Tag (grün); Les: 1Kor 1,26-31, Ev: Mt 25,14-30 oder aus den AuswL

**WORTE DER HEILIGEN:
MIRJAM VON ABELLIN**

„Flügel, um zu fliegen“


Heilige der Woche
Mirjam von Abellin

geboren: 5. Januar 1846 in Abellin bei Nazareth
gestorben: 26. August 1878 in Bethlehem
seliggesprochen: 1983; heiliggesprochen: 2015
Gedenktag: 26. August

Mirjam Baouardys Eltern waren katholische Araber des griechisch-melkitischen Ritus. Nach dem frühen Tod ihrer Eltern musste sie vor Zwangsverheiratung und erzwungenem Übertritt zum Islam fliehen. Sie gelangte als Hausmädchen nach Frankreich und trat 1867 bei den Unbeschuten Karmelitinnen in Pau ein, wo sie den Namen Maria von der Kreuzigung Jesu erhielt, nachdem sie die Stigmata empfangen hatte. Nach einem Indienaufenthalt gründete sie 1875 in Bethlehem das erste Karmelitinnenkloster in Palästina und leitete eine Klostergründung in Nazareth in die Wege. Von ihr wird eine Häufung außerordentlicher Phänomene berichtet: Ekstasen, ekstatisches Schweben, die Wundmale Jesu, Erscheinungen von Engeln und Heiligen, Prophezeiungen, geheimnisvolles Wissen und Bilokationen. *red*

Von Mirjam ist ein Morgengebet überliefert.

Darin spricht sie: „Herr Jesus Christus, im Schweigen dieses anbrechenden Morgens komme ich zu dir und bitte dich mit Demut und Vertrauen um deinen Frieden, deine Weisheit, deine Kraft.

Gib, dass ich heute die Welt betrachte mit Augen, die voller Liebe sind.

Lass mich begreifen, dass alle Herrlichkeit der Kirche aus deinem Kreuz als deren Quelle entspringt.

Lass mich meinen Nächsten als den Menschen empfangen, den du durch mich lieben willst.

Schenke mir die Bereitschaft, ihm mit Hingabe zu dienen und alles Gute, das du in ihn hineingelegt hast, zu entfalten.

Meine Worte sollen Sanftmut ausstrahlen, und mein ganzes Verhalten soll Frieden stiften.

Nur jene Gedanken, die Segen verbreiten, sollen in meinem Geiste haftenbleiben.

Verschließe meine Ohren vor jedem übelwollenden Wort und jeder böswilligen Kritik.

Möge meine Zunge nur dazu dienen, das Gute hervorzuheben.

Vor allem bewirke, o Herr, dass ich so voller Frohmut und Wohlwollen bin, dass alle, die mir begegnen, sowohl deine Gegenwart als auch deine Liebe spüren.

Bekleide mich mit dem Glanz deiner Güte und deiner Schönheit, damit ich dich im Verlaufe dieses Tages offenbare. Amen.“

Obwohl sie nie eine Schule besucht hat und im Grunde Analphabetin geblieben ist, entwickelt ihre Sprache gerade während ihrer Ekstasen eine dichterische Kraft: „Ich nehme die Flügel meines Erlösers. Ich sehe, wie die ganze Welt mich selig preist. Wie ist es süß, dir anzugehören, o mein Heiland!

Dein Name ist groß und erfüllt den Himmel. Alles lobt dich und ist von Freude durchdrungen, weil du gegenwärtig bist.

Die Flügel, mit denen ich fliege, hat mein Erlöser mir gegeben. Gnädig hat er meine Seele angeschaut. Er hat mir die Flügel geschenkt, mit denen ich flog.

Aus dem tiefen Abgrund, in dem ich mich befand, hat der Herr mich herausgezogen.

Seit diesem Tag bin ich in seinem Schoß für immer. Glücklich der nie endende Tag. Der Herr hat mich in seine Heimat geholt.

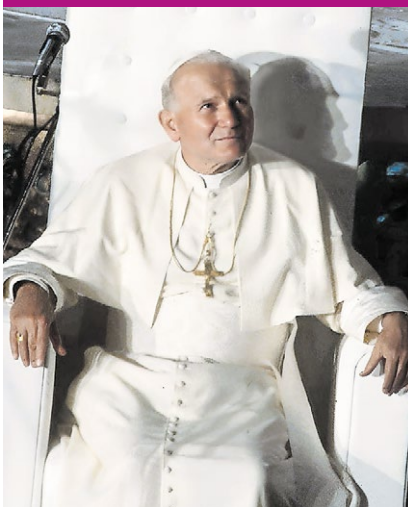
Was sagt ihr, Bewohner der Erde? Er gibt mir Flügel, um zu fliegen, er gibt mir tausend Blumen, um sie auf meinen Weg zu streuen. Er hat einen Korb voller Blumen in meine Hände gedrückt, und alle meine Freunde dürfen daraus nehmen, soviel sie wollen.

Auf dem ganzen Weg habe ich Blumen gestreut, Freunde und Feinde haben sich eifrig bemüht, sie aufzulesen.

Er schenkte mir Flügel, um zu fliegen, und legte einen Korb voller Blumen in meinen Schoß.

Himmel und Erde, alles freute sich über sein wunderbares Lächeln.“

*Zusammengestellt von
Abt em. Emmeram Kränkl; Fotos: gem*

Mirjam finde ich gut ...


1983 wurde Mirjam von Papst Johannes Paul II. seliggesprochen und zur Friedenspatronin des Nahen Ostens ernannt. Dabei sagte er:

„Ihr ganzes Leben ist eine Frucht der höchsten Weisheit des Evangeliums. Es gefällt Gott, die Demütigen und Armen zu erwählen, um die Mächtigen zu beschämen (vgl. 1 Kor 1,26-29). Sie hatte nie die Möglichkeit erhalten, höhere Studien zu betreiben, obwohl sie mit einer großen inneren Klarheit, mit einer lebendigen natürlichen Intelligenz und mit jener poetischen Vorstellungskraft, die dem semitischen Volk eigen ist, begabt war. Dennoch wurde sie, dank ihrer hervorragenden Tugenden, mit dieser wertvollen ‚Kenntnis‘ erfüllt, die Christus, der am Kreuz für uns gestorben ist, uns gibt: die Kenntnis des Mysteriums der Dreifaltigkeit, eine für die orientalische christliche Spiritualität, in der die kleine Araberin erzogen wurde, so wichtige Einsicht.“

Zitate

von Mirjam
Zwei Gebete zum Heiligen Geist:

„O Heiliger Geist, beseele mich,
o Gottes Liebe, verzehre mich,
den Weg der Wahrheit führe mich,
Maria, Mutter, schau auf mich, mit deinem Jesus segne mich,
vor aller Täuschung und Gefahr, vor allem Übel mich bewahr.“

„Heiliger Geist, erleuchte mich!
Was soll ich tun und wie kann ich Jesus finden?
O Heiliger Geist, als du den Jüngern dein Licht erstrahlen ließest,
wurden sie umgewandelt; sie waren nicht mehr das, was sie vorher waren;
ihre Kraft war erneuert, die Opfer wurden ihnen leicht; sie erkannten Jesus
besser als vorher, da er noch unter ihnen weilte. Quelle des Friedens, des
Lichtes, komm, mich zu erleuchten. Ich habe Hunger, komm,
mich zu ernähren; ich habe Durst, komm, gib mir zu trinken;
ich bin blind, komm, mich zu erleuchten; ich bin arm, komm,
mich reich zu machen; ich bin unwissend, komm und belehre mich!
Heiliger Geist, ich gebe mich dir hin. Amen!“

NEUE ERKENNTNISSE ZU ALTER SEUCHE

Die Pest kam aus Zentralasien

Wissenschaftler auf Spuren des „Schwarzen Todes“ – Millionen dahingerafft



▲ Eindrücklich hat Arnold Böcklin den „Schwarzen Tod“ 1898 dargestellt.

LEIPZIG/STIRLING – Wissenschaftler gehen ungewöhnliche neue Wege. Wenn etwa Historiker, Archäologen und Biologen zusammenarbeiten, lassen sich manche Rätsel der Geschichte lösen – auch das um die Herkunft der Pest.

Die Corona-Pandemie hat das Interesse von Wissenschaft und Öffentlichkeit an früheren Pandemien neu geweckt. Die Spanische Grippe etwa, die zwischen 1918 und 1920 bis zu 100 Millionen Menschen hinwegraffte und damit die größte Menschheitskatastrophe seit der Pest im 14. Jahrhundert bildete, war fast völlig aus dem kollektiven Gedächtnis verschwunden.

Auch die Pest ist wieder Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchungen geworden: Dabei gehen die Forscher ganz ungewöhnliche Wege. Multidisziplinäre Teams aus Historikern, Archäologen und Genetikern tragen gemeinsam zur Lösung großer Rätsel der Vergangenheit bei. So konnte das Max-Planck-Institut für evolutionäre Anthropologie in Leipzig mitteilen, dass der „Schwarze

Tod“ im 14. Jahrhundert von Zentralasien ausgegangen sei.

Einem internationalen Team ist es mit Hilfe von DNA-Analysen gelungen, den Ursprung der großen Pestepidemie in einem Gebiet nahe des Yssykköl-Sees im heutigen Kirgistan zu verorten. Dort habe es innerhalb einer lokalen Handelsgemeinschaft in den Jahren 1338/39 den vermutlich ersten Pestausbuch gegeben. Zuvor wurde der Ausbruch der Pest stattdessen vielfach in Ostasien verortet, speziell in China.

In Europa gewütet

Die Pest wird durch das Bakterium *Yersinia pestis* verursacht, das von Tieren auf den Menschen überspringen kann. Sie wütete in Europa zwischen 1346 und 1353 und hatte immense demografische und gesellschaftliche Auswirkungen. 1347 gelangte sie erstmals über Handelsschiffe vom Schwarzen Meer in den Mittelmeerraum.

In einem einzigen großen Ausbruch, der als „Schwarzer Tod“ bekannt wurde, raffte die Seuche in

manchen Regionen bis zu zwei Drittel der Bevölkerung dahin. Jene erste, verheerende Infektionswelle weitete sich zu einer 500 Jahre andauernden, immer wieder aufflackernden Pandemie aus. Erst im 19. Jahrhundert kam ihr Ende – doch noch heute sterben Menschen an der Pest.

Wissenschaftler aus Leipzig, Tübingen und von der schottischen Universität Stirling stützen ihre neue Theorie auf Funde aus Zentralasien und Genanalysen. Bei Ausgrabungen nahe des Yssykköl-Sees waren bereits vor fast 140 Jahren Grabsteine gefunden worden, deren Inschriften darauf hindeuten, dass diese Menschen einer unbekanntem Seuche zum Opfer gefallen waren. Das internationale Forscherteam konnte bei Personen, die laut Grabsteininschrift 1338 starben, DNA des Pestbakteriums nachweisen.

Weniger stark betroffen

Bereits im Februar hatten Wissenschaftler des Max-Planck-Instituts für Menschheitsgeschichte in Jena eine Studie veröffentlicht, nach der die Analyse von Pollen Hinweise auf die Auswirkungen der Pest und die Todeszahlen in Europa ermöglichen. Sie fanden heraus, dass der „Schwarze Tod“ in bestimmten Regionen besonders verheerend war, in anderen jedoch sehr viel weniger stark oder auch gar nicht wütete.

Ausgewertet wurden Pollendaten von 261 Untersuchungsstellen aus 19 europäischen Ländern. Die Wissenschaftler schlossen daraus, wie sich Landschaft und landwirtschaftliche Aktivität zwischen 1250 und 1450 veränderten. Aus der Analyse folgerten die Wissenschaftler, welche Pflanzen in welchen Mengen angebaut wurden. Daran lässt sich zeigen, wo der Ackerbau zum Stillstand kam, weiter betrieben wurde oder ob Wildpflanzen auf früheren Feldern nachwuchsen.

Einen besonders starken Rückgang der landwirtschaftlichen Aktivität belegen die Pollen für Skandinavien, Frankreich, den Südwesten Deutschlands, für Griechenland und Mittelitalien. Das stimmt laut Studie mit der hohen Sterblichkeit überein, die in mittelalterlichen Quellen beschrieben wurde. Osteuropa sowie Teile Westeuropas, darunter Irland und die Iberische Halbinsel, zeigten hingegen Anzeichen für Kontinuität und ununterbrochenes Wachstum.

Christoph Arens

Leserbriefe

Verhöhnung Gottes

Zu „Judensau“ nach Yad Vashem“ (Leserbrief) in Nr. 28:

Der Leserbrief findet meine Zustimmung. Ich meine auch, dass dieses ekelhafte Schmähbild als Sühne und als Mahnung nach Yad Vashem gehört. Ich möchte aber auch auf den Text (über der Darstellung, Anm. d. Red.) eingehen: „Schem“ (Name) ist die Bezeichnung des unausgesprochenen Namens Gottes. In der jüdischen Tradition wird JHVH nicht ausgesprochen, sondern durch das Wort „HaSchem“ (der Name) oder durch „Adonai“ (Herr) ersetzt.

Für mich ist das Schmähbild eine Verhöhnung Gottes. Die Verantwortlichen sollten diesen „Stachel im Fleisch“ durch eine andere Tafel ersetzen, worauf auf Hebräisch und auf Deutsch stehen könnte: „Ich bin der Herr, dein Gott.“ Für Juden ist das Schmähbild eine Abscheulichkeit. So sollte es auch für Christen sein.

Michael Bußmann,
58638 Iserlohn



▲ Eine Bodenplatte unter der Wittenberger „Judensau“ ordnet die Schmähplastik seit 1988 kritisch ein.

So erreichen Sie uns:

Katholische Sonntagszeitung
bzw. Neue Bildpost
Postfach 11 19 20, 86044 Augsburg
Telefax: 08 21 / 50 242 81
E-Mail: redaktion@suv.de oder
leser@bildpost.de

Leserbriefe sind keine Meinungsäußerungen der Redaktion. Die Redaktion behält sich das Recht auf Kürzungen vor. Leserbriefe müssen mit dem vollen Namen und der Adresse des Verfassers gekennzeichnet sein. Wir bitten um Verständnis, dass Leserbriefe unabhängig von ihrer Veröffentlichung nicht zurückgeschickt werden.

HAMBURG – Am 23. August jährt sich der Beginn der Schlacht um Stalingrad zum 80. Mal. Im Sommer 1942 trat der Zweite Weltkrieg in seine entscheidende Phase. Drei Jahre später war Deutschland am Boden und Europa geteilt. Mehr als 60 Millionen Menschen waren gestorben. Im Exklusiv-Interview spricht Bernd Wegner, Historiker an der Helmut-Schmidt-Universität der Bundeswehr in Hamburg, über den verlustreichsten Konflikt der Geschichte.

Herr Professor Wegner, was ist für Sie das Fesselnde an der Geschichte?

Das Fesselnde ist für mich vor allem die Erfahrung der Andersartigkeit. Ähnlich wie jemand, der mit offenen Augen durch die Welt reist, empfindet auch der Historiker, der durch die Zeit reist, dass keineswegs selbstverständlich ist, wie wir leben, denken und empfinden. Es hätte immer wieder auch anders kommen können.

Ist es kühn zu behaupten, dass der Zweite Weltkrieg schon am 28. Juni 1919 in Versailles mit dem „Friedensvertrag“ den Anfang nahm?

Das ist nicht kühn, sondern eine sehr leichtfertige Vereinfachung. Richtig ist, dass ohne „Versailles“ Europas Weg sich wohl anders entwickelt hätte. Aber es führte keineswegs ein gerader Weg von 1919 nach 1939. Die Versailler Ordnung war zwar in mancherlei Hinsicht unzulänglich, ungerecht und fragil, veränderte sich aber auch rasch und machte seit 1924 zunehmend einer prinzipiell zukunftssträchtigen neuen Ordnung Platz. Leider wurde diese schon bald durch die Folgen der Weltwirtschaftskrise zerstört, bevor sie fest verankert war. Erst aus der Gesamtinterpretation all dieser Vorgänge erklärt sich der neuerliche Absturz Europas in die Gewalt.

Wie wurde das Trauma des Ersten Weltkriegs in der zwei Jahrzehnte andauernden Friedenszeit verarbeitet?

Der Erste Weltkrieg bedeutete aufgrund seiner völlig neuen Destruktionsdynamik für alle beteiligten Gesellschaften ein Trauma. Am schwersten zu bewältigen war es in jenen Ländern, die Verlierer des Krieges waren – Deutschland und Österreich – oder sich als solche fühlten – Italien. Dies umso

80 JAHRE SCHLACHT UM STALINGRAD

Die falschen Lektionen aus der Geschichte

Im Exklusiv-Interview: Historiker Bernd Wegner erforscht den Zweiten Weltkrieg und seine Instrumentalisierung bis heute



◀ Deutsche Offiziere an der Front bei Stalingrad. Die Schlacht um die nach Diktator Josef Stalin benannte Stadt begann vor 80 Jahren.

Foto: Imago/Kharbine-Tapabor

Dass Moskau zur gleichen Zeit in Berlin die Möglichkeiten einer Verständigung sondierte, blieb geheim. Auf den daraus erwachsenden Pakt der verfeindeten Diktatoren war die europäische Öffentlichkeit 1939 so unvorbereitet wie sie es heute auf ein Freundschaftsabkommen zwischen Washington und Teheran wäre.

Ist die von Deutschland verlorene Kesselschlacht von Stalingrad allein ein Synonym für die Kriegswende?

Die Bedeutung Stalingrads als Kriegswende wird gemeinhin überschätzt. Tatsächlich hatte das Deutsche Reich zum Zeitpunkt der Stalingrader Schlacht um die Jahreswende 1942/43 nach menschlichem Ermessen kaum noch eine Chance, den Krieg siegreich zu beenden. Vermutlich hatte es diese Chance bereits seit dem Zeitpunkt nicht mehr, als im Dezember 1941 der deutsche „Blitzkrieg“ gegen die Sowjetunion gescheitert war und sich der Konflikt zugleich durch den Kriegseintritt Japans und der USA zu einem globalen Krieg erweitert hatte.

Bedeutete der 8. Mai 1945 für die Deutschen das Ende eines Albtraums oder das Ausgeliefertsein an die Siegermächte?

Da müssen wir unterscheiden. Der 8. Mai 1945 bedeutete zunächst einmal für jeden Einzelnen etwas Unterschiedliches: Für die Einen – Regimegegner vor allem – endete ein Albtraum, für andere wie Flüchtlinge und Vertriebene begann die größte Gefahr unter Umständen erst jetzt. Vorherrschend aber dürfte eine allgemeine Erleichterung ob des Kriegsendes, verbunden mit Ängsten und Sorgen hinsichtlich der Zukunft, gewesen sein.

Von diesen individuellen Empfindungen der Zeitgenossen zu un-

mehr, als gerade in diesen Ländern die ersten Nachkriegsjahre gar keine Friedensjahre waren, sondern eine extrem konfliktreiche Zeit, welche die Etablierung einer stabilen demokratischen Kultur gar nicht erlaubte. Infolgedessen kam es oft gar nicht zu einer angemessenen Verarbeitung des Traumas.

Der Hitler-Stalin-Pakt zwischen dem Deutschen Reich und der

Sowjetunion ist wichtig für den weiteren Geschichtslauf. Hätte sich ohne dieses Bündnis alles anders entwickelt?

Nicht unbedingt. Hitler war seit dem Frühjahr 1939 so oder so entschlossen, den Krieg gegen Polen zu führen. Vom Nichtangriffspakt mit Stalin versprach er sich lediglich, die Westmächte vom Eintritt in diesen Krieg abschrecken zu können. Dass diese ihm am 3. September dennoch den Krieg erklärten, bedeutete, rückblickend gesehen, eine erste strategische Niederlage Hitlers. Darüber hinaus garantierte der Pakt Hitler Rückenfreiheit für seinen im Anschluss an den Polenfeldzug geplanten Angriff auf Frankreich.

Warum verhinderte der britische Premier Neville Chamberlain den Vertrag nicht?

Tatsächlich hatten Großbritannien und Frankreich im Frühjahr und Sommer in Moskau Vertragsverhandlungen geführt, um eine geschlossene Front gegenüber Deutschland aufzubauen. Ein Beistandspakt scheiterte jedoch an der Weigerung Polens, im Falle einer deutschen Bedrohung die Rote Armee ins Land zu lassen, die man dann nicht wieder loszuwerden fürchtete.



▶ Historiker Bernd Wegner lehrt an der Helmut-Schmidt-Universität der Bundeswehr in Hamburg.

Foto: privat

terscheiden ist die historische Einordnung des Datums. Für sie gilt, dass erst das „Sich ausliefern“ an die Siegermächte ein Ende des NS-Spuks bedeutete. Das war gemeint, als 1985 Bundespräsident von Weizsäcker in seiner Gedenkrede zum 8. Mai von einem „Tag der Befreiung“ sprach.

Hätte es Alternativen zum Abwurf der Atombomben auf Nagasaki und Hiroshima gegeben?

Über die Frage möglicher Alternativen gibt es seit Jahrzehnten insbesondere in den USA und in Japan eine immer wieder aufflammende Diskussion sowohl unter Fachwissenschaftlern als auch in der Öffentlichkeit. Neben der grundsätzlichen moralischen Frage, ob die Atombombe überhaupt eine legitime Waffe sein kann, geht es dabei vor allem um die Frage, ob eine Fortführung des Krieges mit konventionellen Mitteln, zum Beispiel durch eine Invasion, das Kriegsende nicht um den Preis noch viel größerer Opfer hinausgezögert hätte.

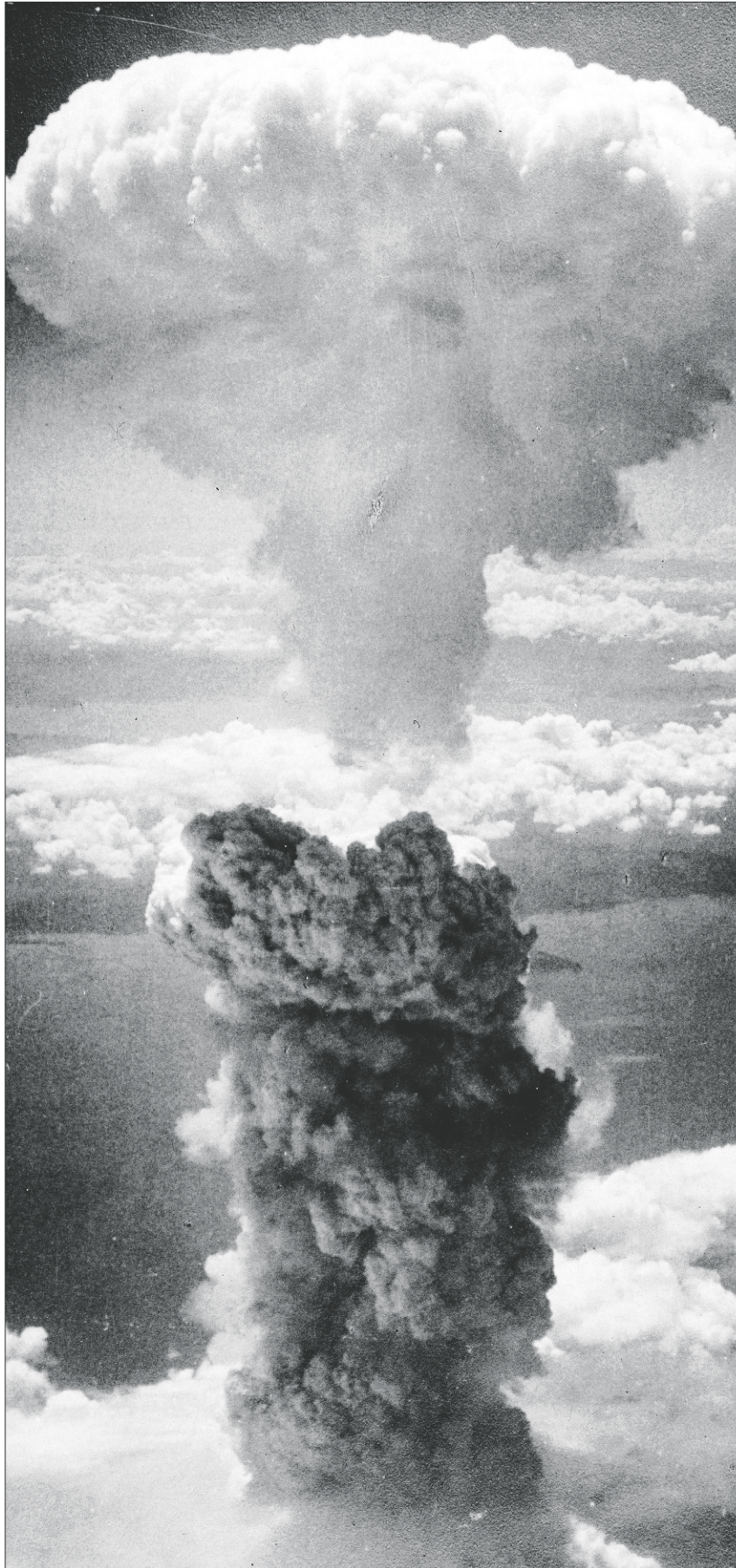
Manches scheint aber auch dafür zu sprechen, dass Japan so oder so dem Zusammenbruch nahe war. In diesem Zusammenhang erscheint vor allem der Einsatz der zweiten Bombe auf Nagasaki nur drei Tage nach Hiroshima höchst erklärungsbedürftig.

Ging es im japanisch-US-amerikanischen Krieg nur um die Frage, welche Kultur die Überlegene sei?

Die Frage der kulturellen – mehr noch: „rassistischen“ – Überlegenheit spielte im damaligen Propagandakrieg auf beiden Seiten eine zunehmend wichtige Rolle, war aber weder Grund noch Auslöser des Krieges. Vielmehr ging es in ihm um die Frage der politischen und ökonomischen Vorherrschaft im ostasiatisch-pazifischen Raum. Die Expansionsinteressen des rohstoffarmen japanischen Kaiserreichs trafen dabei auf die Wirtschafts- und Kolonialinteressen der Europäer und der USA.

Österreich hat schon früh seinen „Staatsvertrag“ bekommen, Deutschland nicht. Ist Deutschland folglich – wie von Rechten mitunter behauptet – nicht souverän?

In der Tat war die Bundesrepublik bis zum Tag der deutschen Vereinigung 1990 noch Resten alliierter Vorbehaltsrechte unterworfen, die sich am augenfälligsten im Sonderstatus von Berlin zeigten. Insofern war auch der westdeutsche Staat – vom ostdeutschen ganz zu schweigen – nicht völlig souverän. Erst mit dem Abschluss des „Zwei-Plus-Vier-Vertrags“ 1990, der an die Stelle des bis



dahin nicht bestehenden Friedensvertrags mit Deutschland trat und damit die Nachkriegszeit formell abschloss, wurde der Weg zur uneingeschränkten Souveränität frei.

Ist die Geschichte des Zweiten Weltkriegs erforscht oder erwarten Sie noch weitere Erkenntnisse?

Die überbordende Fülle von Veröffentlichungen zum Thema erweckt den Eindruck, dass Alles erforscht sei. Dem ist aber keineswegs so, denn die Masse aller Publikatio-

nen dreht sich um immer dieselben Fragen. Tatsächlich gibt es aber bezüglich einzelner Problemkomplexe noch erhebliche Erkenntnislücken.

Einige von ihnen – zum Beispiel hinsichtlich der Geschichte des Krieges in China und der Sowjetunion – werden sich aufgrund fehlender Quellen wohl auch nicht schließen lassen. An anderen Stellen werden wir weiterkommen, aber es ist sehr unwahrscheinlich, dass die Geschichte des Krieges neu geschrieben werden muss.

◀ Der Atompilz der US-amerikanischen Atombombe „Fat Man“ steigt über Nagasaki auf. Bernd Wegner bezweifelt die Notwendigkeit des Angriffs, der mehr als 20 000 Menschen sofort tötete. Zehntausende weitere starben in den Monaten und Jahren nach dem Abwurf.

Foto: Charles Levy/gem

Was entgegnen Sie jenen, die sagen, dass es den Holocaust nie gegeben hat?

Jede Diskussion setzt die Anerkennung gewisser gesicherter Tatsachen voraus. Wer behauptet, dass der Schreibtisch, an dem ich sitze, gar nicht existiert, ist kein Diskussionspartner. Dasselbe gilt für den Holocaust. Diskutieren aber lässt sich natürlich über Umstände, Abläufe und Dimensionen des Völkermords.

Was bedeutet die historische Instrumentalisierung der Geschichte für die Arbeit des Geschichtswissenschaftlers?

Es ist selbstverständlich, dass alle Regierungen und einschlägigen Interessengruppen die Erinnerung an ein so ungeheures Geschehen wie den Zweiten Weltkrieg in ihrem Sinne zu pflegen trachten. Das Ziel solcher Erinnerungspolitik ist dann zumeist die Legitimierung des eigenen politischen Systems, die Stärkung der nationalen Identität, die Auseinandersetzung mit oder Reinwaschung von früheren Fehlern oder die Rechtfertigung außen- und sicherheitspolitischer Grundorientierungen.

Die Geschichtswissenschaft muss aber aufpassen, sich von solchen erinnerungspolitischen Bemühungen nicht allzu sehr instrumentalisieren zu lassen. Darum ist wissenschaftliche Kritik so wichtig. Kritik gedeiht aber nur in einer offenen Gesellschaft. In ihr kann zu viel Konsens auch eine Gefahr sein.

Kann der Mensch aus der Geschichte lernen?

Menschen lernen unablässig aus der Geschichte – nur eben nicht immer das, was wir für richtig halten. Das hängt damit zusammen, dass es „die Geschichte“ nicht gibt, die uns eindeutige Lektionen erteilt. Geschichte entsteht vielmehr aus dem jeweils eigenen Blick, den jeder von uns auf die Vergangenheit hat. Das führt zu unterschiedlichen Interpretationen und diese wiederum zu unterschiedlichen Schlussfolgerungen. Insofern kann es kein „abschließendes“ Lernen für die Menschheit geben. Interview: Andreas Raffener

ELBE-HOCHWASSER VOR 20 JAHREN

„Die Verwundung steckt tief“

Zwei katholische Priester erinnern sich an die Jahrhundertflut des Sommers 2002

DRESDEN – Der August 2002 brachte Deutschland und seinen Nachbarländern ein Hochwasser, das als „Jahrhundertflut“ in die Geschichte eingehen sollte und bis zur Flut im Ahrtal im vorigen Jahr die verheerendste Umweltkatastrophe in Mitteleuropa war. Mindestens 45 Menschen starben. Das Geschehen vor 20 Jahren wirkt bis heute nach, auch hinsichtlich der Hilfsbereitschaft, die die Betroffenen erlebten.

Während der Juli und August in diesem Jahr den meisten Menschen als heiß und trocken in Erinnerung bleiben werden, ist der Sommer 2002 vor allem eines: nass. Anfang August beginnt es, ungewöhnlich stark zu regnen, vor allem im Süden und Osten Deutschlands. Die Pegel von Elbe und Donau steigen sprunghaft an. Über Wochen kämpfen die Menschen verzweifelt gegen das Hochwasser, bauen Deiche und versuchen, ihre Häuser zu schützen.

„Das normale Leben geht weiter, aber unter der Decke, da ist die Angst immer noch da – auch 20 Jahre später“, sagt Vinzenz Brendler, heute Pfarrer der katholischen Pfarrei in Pirna. Die Stadt war 2002 eine der am stärksten vom Hochwasser betroffenen Städte an der Elbe und wurde von der „Jahrhundertflut“ regelrecht verwüstet.

„Wir wissen, wie das ist“

2002 war Brendler Pfarrer in Zschachwitz, einem Stadtteil im Süden von Dresden. „Zwei Drittel meiner Pfarrei standen unter Wasser“, erinnert er sich. Als vor gut einem Jahr die Flut Teile von Nordrhein-Westfalen und Rheinland-Pfalz traf, kamen bei den Menschen in Sachsen schlagartig alle Erinnerungen wieder hoch – verbunden mit großer Solidarität und Hilfsbereitschaft. „Denn wir wissen genau, wie das ist“, sagt Brendler.

Besonders dramatisch ist die Situation im August 2002 in Sachsen. Hier reißen die Wassermassen Brücken weg, unterspülen Straßen, verwüsten Felder und überfluten ganze Städte. In Dresden wälzt sich eine Flutwelle durch den Hauptbahnhof, die Universitätsklinik muss evakuiert werden, die Semperoper, die Gemäldegalerie im Zwinger und der Landtag stehen unter Wasser. In der frisch sanierten Hofkirche läuft die



◀ Zerstörte Wohnungseinrichtungen und Schlamm verstopfen die zerstörten Straßen der sächsischen Stadt Pirna am 22. August 2002.

Fotos: KNA

Gruft voll. Die Sarkophage der Wettiner-Fürsten und Könige schwimmen, teils geborsten, im Wasser.

Von Sachsen rollt die Flutwelle über Sachsen-Anhalt und Brandenburg Richtung Norden. Am 21. August erreicht sie zunächst Mecklenburg-Vorpommern und Niedersachsen, wenig später auch Schleswig-Holstein. Das Wasser steigt dort aber nicht so hoch wie befürchtet. Und vor allem: Die Deiche halten. Gleichwohl sterben durch das El-

be-Hochwasser mehr als 40 Menschen.

45 000 Soldaten der Bundeswehr sind neben Feuerwehr, Technischem Hilfswerk und Rotem Kreuz im Einsatz, um Menschen zu retten, Sandsäcke zu notdürftigen Deichen aufzuwerfen oder einsturzgefährdete Häuser zu sichern. Die Schäden, die die Wassermassen hinterlassen, werden später auf über elf Milliarden Euro beziffert. Rund drei Viertel davon entfallen auf Sachsen.

Das Hochwasser des Sommers 2002 übertrifft an der Elbe, in Österreich und in Teilen Bayerns das Donauhochwasser von 1954, das als stärkstes des 20. Jahrhunderts gilt. In den Schatten gestellt wird es von den verheerenden Fluten der Jahre 1501 und 1787 – und vor allem vom Magdalenenhochwasser 1342. Allein an der Donau starben damals mehr als 6000 Menschen.

Im Sommer 2002 ist die Spenden- und Hilfsbereitschaft enorm.



Bei Dresden hat die Elbe die nach ihr benannte Uferstraße überschwemmt

„Wenn ich bis dahin nicht an Wunder geglaubt habe – da passierten täglich welche“, erinnert sich Pfarrer Brendler. Oftmals sei „Improvisiertes“ am Ende am effektivsten gewesen: „Wir haben eine ökumenische Gruppe gebildet, Schäden aufgenommen und geschaut: Wer kann wie helfen, wer kann Wäsche waschen, wer kennt sich mit Bauschäden aus, wer hilft bei Anträgen? Je konkreter die Hilfe, umso besser.“

Der Schein trügt

Täglich erhielt Brendler Spenden aus ganz Deutschland: „Die Leute wollten, dass das Geld ohne Abzug direkt vor Ort ankommt. Und wir haben es möglichst gerecht verteilt – an alle, nicht nur die eigenen Leute.“ Die Hilfe kommt an: Heute sieht man in den damaligen Flutgebieten äußerlich kaum noch etwas von der Katastrophe. Doch an manchen Orten trügt der oberflächliche Schein.

„Indirekt hat Pirna von der Flut profitiert. Alles wurde prima saniert, die Stadt ist ein schmuckes Kleinod geworden“, erzählt Pfarrer Brendler. „Wirtschaftlich ist das Eis aber sehr dünn. Spätestens seit dem zweiten Hochwasser 2016 ist bei vielen Betrieben das finanzielle Polster weg oder ganz, ganz dünn. Viele leben hier in der Gewissheit: Wenn noch ein Hochwasser kommt, dann ist es aus.“ All das mache etwas mit den Menschen, meint der Geistliche.

„Seit dem Hochwasser ist man feinfühler. Kündigt der Wetterbericht Gewitter oder Starkregen an, steigen sofort Unruhe und Nervosität“, hat Brendler beobachtet. Ihm selbst haben seinerzeit auch die permanent über dem gefluteten Ort kreisenden Hubschrauber zugesetzt: „Wenn ich jetzt zum Beispiel Bilder aus Kriegsgebieten mit Hubschraubern sehe, bin ich sofort sensibel, denn ich weiß, wie sehr Menschen so etwas belasten kann.“

90 Prozent unter Wasser

Auch Peter Neumann sagt: „Die Verwundung steckt tief in einem drin.“ Neumann war 2002 Pfarrer in Bad Schandau nahe der tschechischen Grenze. 90 Prozent des ehemals blühenden Kurstädtchens standen damals unter Wasser. Bundespräsident Johannes Rau besuchte den Ort und sprach den Menschen Mut zu. Neumann sagte ihm: „Wenn die Leute unter sich sind, dann weinen auch die Männer.“

Es ist einer der ersten Sätze, den der alte Priester mit Eindringlichkeit sagt, wenn er sich 20 Jahre später an die Katastrophe erinnert. Und dass man die ganze Tragik und die Nachwirkungen mit ein paar Federstrichen nicht einmal annähernd be-

schreiben könne. „Wir kriegen diese Verwundung der Seele nicht mehr los“, sagt Neumann.

Der 81-Jährige lebt inzwischen in einem Seniorenheim in Goppeln, am Rand von Dresden. Am Tag des Gesprächs ist es brütend heiß. Neumann ist es zu warm. Aber alles besser als Regen, meint er. Denn mit jedem Regen kommt für ihn seit 2002 immer auch das Unbehagen – und die Erinnerung an den furchterlichen Sommer vor 20 Jahren. „Die Angst in der Seele bleibt.“

„Das Wasser sammelte sich im benachbarten Tschechien wie in einer Wanne“, erinnert sich Neumann, „und es gab nur einen Abfluss dafür: das Elbtal. Über Nacht kamen diese Wassermassen und innerhalb von ein, zwei Tagen stieg das Wasser in Bad Schandau auf acht Meter Höhe. Das Giftwasser, das die Elbe mitführte, entlaubte die Bäume, überall lagen tote Fische. Es stank in der ganzen Stadt bestialisch.“

Overall und Gummistiefel

In seinem Pfarrhaus, das von der Flut weitgehend verschont geblieben war, wurde ein Zentrum für die katholischen und evangelischen Notfallseelsorger eingerichtet. „Jeden Morgen zogen wir los, im Overall und in Gummistiefeln, und sind zu den Menschen gegangen, haben mit ihnen gesprochen, haben geschaut, wo man konkret helfen kann.“

Erstaunt, sagt Neumann, habe ihn insbesondere die Hilfsbereitschaft der jungen Menschen. „In der Zeit damals wurde grad viel in den Medien über die Jugend geschimpft. Aber unzählige Jugendliche aus ganz Deutschland kamen zu uns, um zu helfen, um mit anzupacken. Das war wirklich großartig und beeindruckend.“

Ständig seien Anrufe gekommen: „Wir sind die Klasse 7b von irgendwo und haben 27,30 Euro gesammelt – wohin können wir das überweisen?“ Oder: „Hier ist die Universität in Gießen, wir haben 40 000 Euro für Sie gesammelt – wir schicken die an Sie, weil es dann ohne Abzug bei den Menschen ankommt.“ Die staatlichen Hilfsgelder seien dagegen lange ausgeblieben.

Als das Ahr-Hochwasser im vorigen Jahr das Land schockte, waren gerade die einstigen Flutopfer aus Sachsen alarmiert. „Da bleibt einem einfach das Herz stehen“, beschreibt es Neumann. „Da geht nichts mehr. Man erlebt alles wieder.“ Als Seelsorger brauche man dann nicht mit „frommen Sprüchen“ zu kommen: „Da muss man wieder einfach nur bei den leidenden Menschen sein. Nur nicht alleine lassen – das ist das Schlimmste, das man machen kann.“ Karin Wollschläger/red



▲ ▼ Helfer tragen 2002 zerstörtes Mobiliar aus der Dresdener Hofkirche. In der überfluteten Gruft werden die historischen Sarkophage der Fürsten und Könige aus dem Geschlecht der Wettiner arg in Mitleidenschaft gezogen (mittleres Bild).



▲ Eine Frau aus Pirna versucht, persönliche Dinge aus dem Schlamm zu retten, den die Jahrhundertflut in der Stadt im Süden Sachsens hinterlassen hat.

SPORT VON 1896 BIS 2022

Olympia aus Sicht des Freistaats

Haus der Bayerischen Geschichte in Regensburg zeigt Sonderausstellung

REGENSBURG (sv) – Im Zeichen des Sports: Anlässlich des 50. Jubiläums der XX. Olympischen Sommerspiele in München 1972 erweitert das Haus der Bayerischen Geschichte in Regensburg seine Dauerausstellung. Noch bis zum 15. Januar 2023 wird am Ende des Ausstellungsrundgangs die Sonderschau „Bavaria und Olympia 1896-2022“ präsentiert.

Auf Grundlage des Breiten- und Freizeitsports haben sich zwischen den Skisprungschancen in Garmisch-Partenkirchen und den Kletterfelsen in der Fränkischen Schweiz immer wieder herausragende Spitzensportler entwickelt, die in über 100 Jahren Olympischer und Paralympischer Spiele große Triumphe feiern konnten.

Skirennläuferin Rosi Mittermaier, Eishockeyspieler Alois Schloder, Judoka Paul Barth, Schwergewichtboxer Hans Huber, Monoskibobfahrer Anna Schaffelhuber oder Speerwerfer Klaus Wolfermann sind mit ihren Erfolgen zu Sympathieträgern und zugleich Botschaftern des Sports und des Freistaats Bayern geworden. Sie alle stellen Exponate für die Ausstellung zur Verfügung.

Anziehungspunkt Bayern

Bayern ist mit großen Sportveranstaltungen seit jeher Anziehungspunkt für Spitzensportler aus aller Welt. Als Ausrichter der Olympischen Winterspiele 1936 in Garmisch-Partenkirchen und der Olympischen Sommerspiele 1972 in München steht Bayern im 20. Jahrhundert gleich zweimal im Fokus der Sportwelt.

Während das NS-Regime die Spiele 1936 für seine Propaganda missbraucht, steht Olympia 1972 in München stellvertretend für ein demokratisches und weltoffenes, zugleich aber auch geteiltes Deutschland. Bewerbungen für Olympische Winterspiele 2018 und 2022 in Bayern sind zuletzt gescheitert. Zu schwer wiegen mittlerweile in der Bevölkerung die Vorbehalte gegen derartige Großveranstaltungen.

Die Sonderpräsentation „Bavaria und Olympia 1896-2022“ zeigt noch bis zum 15. Januar 2023 viele originale Sportgeräte und Ausrüstungsgegenstände bayerischer Olympioniken. Im Kinosaal des Museums beleuchtet der Film zur



▲ Alois Schloder (links), einst Kapitän der deutschen Eishockey-Nationalmannschaft, und Paul Barth, erfolgreicher Judoka, zeigen im Haus der Bayerischen Geschichte ihre dort ausgestellten Sportausrüstungen.

Ausstellung die in Bayern durchgeführten Olympischen Spiele 1936 und 1972 sowie die zuletzt gescheiterten Bewerbungen. Darüber hinaus bietet ein interaktives Internetportal Einblicke in die bayerische Olympiageschichte und in den Sammlungsaufbau des Hauses der Bayerischen Geschichte zum Thema Sport und Olympia in Bayern.

Zur Ausstellung erscheint ein Magazin, das an die großen Momente bayerischer Athleten aus über 100

Jahren Olympia erinnert. 20 von ihnen werden steckbriefartig wie in einem Sammel-Album vorgestellt. In einem Zeitstrahl von 1896 bis 2022 erscheinen alle Olympischen und Paralympischen Spiele. Exklusiv im Museumsladen in Regensburg gibt es das Sonderheft „München '72“ zusammen mit dem Magazin zum Sonderpreis von 8 Euro.

Auch im Internet kann man die wechselhafte Geschichte der Olympischen Spiele in Bayern erleben,

wenn man bayerischen Olympioniken, Journalisten oder Künstlern zuhört, die von ihren Erfolgen und Erfahrungen mit Olympia erzählen. In einer Datenbank lassen sich alle bayerischen Medaillengewinner von 1896 bis heute nachschlagen.

Information

Das Internet-Angebot des Hauses der Bayerischen Geschichte zu der Olympia-Ausstellung finden Sie unter www.hdbg.de/bavaria-olympia.



▲ Die Boxhandschuhe und die olympische Silbermedaille, die Hans Huber 1964 in Tokio errang, sind in Regensburg ausgestellt. Eiskunstläufer Manfred Schnelldorfer (rechts) wurde 1964 in Innsbruck zum bislang einzigen deutschen Olympiasieger im Herren-Eiskunstlauf. Fotos: www.altfoto.de



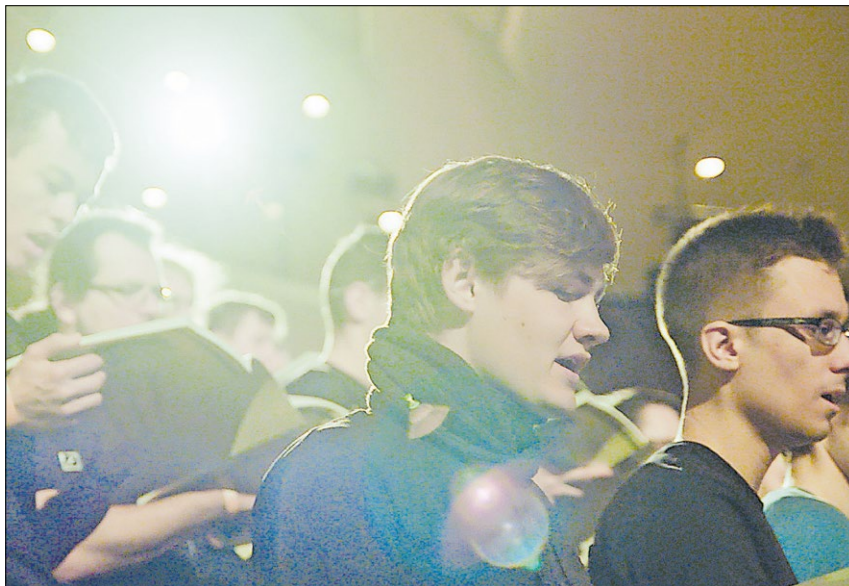
INTERVIEW MIT REGISSEUREN

Das Kino wird zum Konzertsaal

Film „Unsere Herzen – Ein Klang“ möchte mit Mitsing-Aktion für Chöre begeistern

Vom stummen Zuhörer zum aktiven Chorsänger: Zum Kinostart des Dokumentarfilms „Unsere Herzen – Ein Klang“ organisieren der Filmverleih Neue Visionen und der Deutsche Chorverband die Aktion „Bringt die Kinos zum Singen“. Chöre sind eingeladen, sich den Film anzuschauen und anschließend das Kinopublikum zum Singen zu bringen.

Eine besondere Magie liegt im gemeinsamen Singen – da sind sich alle einig, die schon einmal im Chor gesungen haben. Wenn die unterschiedlichsten Stimmlagen in aller Verschiedenheit zueinanderfinden, entsteht eine enorme musikalische Kraft. Der Dokumentarfilm „Unsere Herzen – Ein Klang“ geht diesem Zauber nach. Er begleitet drei Chorleiter dabei, wie sie aus einer Gruppe sing-begeisterter Menschen, die teilweise unterschiedlicher nicht sein könnten, Chöre von mitreißender musikalischer Intensität entstehen lassen. Die beiden Regisseure Simone Dobmeier und Torsten Striegnitz sprechen darüber im Interview.



▲ Wenn die unterschiedlichsten Stimmlagen in aller Verschiedenheit zueinanderfinden, entsteht eine enorme musikalische Kraft. Foto: Neue Visionen Filmverleih

Frau Dobmeier, Herr Striegnitz, was hat Sie zu einem Film über Chorsingen inspiriert?

Wir wollten unbedingt einen Film machen, in dem nicht das gesprochene Wort im Vordergrund steht. Auf der Stoffsuche stellten wir fest, dass unsere Filme oft um dasselbe Thema kreisen: um die menschliche Sehnsucht, zu einer Gruppe zu gehören, und die gleichzeitige Schwierigkeit, das auch leben zu können.

Was bedeutet Singen und Musizieren als Teil einer Gemeinschaft für Sie persönlich?

Wir haben beide keine Chorbiographie vorzuweisen. Und dennoch (oder gerade deshalb) ist Musik neben der Geschichte und dem Bild unser wichtigstes Gestaltungsmittel, um mit dem Publikum zu kommunizieren. Beim Schneiden des Films etwa haben wir uns selbst die Aufgabe gestellt, dass jede Szene eine eigene musikalische Idee haben muss. Das Singen im Chor bleibt eine verborgene Sehnsucht.

Vor welchen Herausforderungen standen Sie beim Drehen?

Machen wir einen Menschen-Film? Oder machen wir einen Musik-Film? Oder gelingt es uns, beides zu vereinen? Wie gelingt es uns, die Lust am gemeinsamen Singen intensiv zu erzählen? Im Frühjahr 2020 begann eine Zeit, in der das Singen im Chor plötzlich als gefährlich und gesundheitsschädigend galt. Menschen konnten zunächst

nichts mehr gemeinsam als Gruppe tun. Wir haben lange gehofft, dass die ganze Geschichte mit einem großen Jubelknall zu Ende geht. Bekanntlich ist das bis heute nicht passiert. Also erzählen wir von der Hoffnung.

Warum engagieren sich Ihrer Meinung nach so viele Menschen in Chören – was macht den Reiz des gemeinsamen Singens aus?

Wir hoffen, dass man das erahnt, sieht und genießt, wenn man unseren Film besucht.

Chöre sind in der Entwicklung der Demokratie seit der Antike eine elementare politische Kunstform. Wie haben sie sich im Laufe der Zeit verändert?

Uns gefällt sehr die Geschichte, dass sich die ersten Chöre bei unseren Vorfahren bildeten, die noch in Horden durch die Savanne zogen und mit dem gemeinschaftlichen Gesang andere, vermeintlich feindliche, Horden abschreckten: „Hört Ihr es? Wir sind Viele!“ Im antiken Drama vertritt der Chor dann ja zu meist die allgemeine Meinung oder Moralvorstellung beziehungsweise übernimmt der den Erklärer im Drama.

Später waren Chöre stets an kirchliche Zeremonien gebunden. Das hat sich erst Ende des 18. Jahrhunderts mit den bürgerlichen Chören geändert. Jetzt ging es in den Gesangsvereinen durchaus um politische Ziele und Bildungsaufträge. Es verwundert nicht, dass wir

bis hierher immer noch über reine Männerchöre reden. Der gemischte Chor, den gab es dann tatsächlich erst Anfang des 20. Jahrhunderts.

Die Renaissance des Chorgesangs in unserer Zeit hat sicher viele Gründe. Die Körperlichkeit als Ergänzung oder „Gegengift“ zur digitalen Welt ist sicher ein wesentlicher Grund. Außerdem haben wir gelernt, dass ein Chor ein dauernder Konflikt zwischen musikalischem Anspruch und sozialer Aufgabe ist. Was für ein Spannungsfeld! Wir haben gesehen, dass das traditionelle Bild vom männlichen Chorleiter, der sich um seine Sängerinnen und Sänger kümmert, nicht mehr zeitgemäß ist. Die Zukunft dieser Arbeit ist sehr weiblich.

Was, hoffen Sie, wird das Kinopublikum aus Ihrem Film mitnehmen?

Unsere Freundin und Chorleiterin Sabra Lopez sagt: „Chorsingen heißt, Menschen kommen zusammen, um sich gemeinsam auf etwas zu konzentrieren.“ Das klingt so simpel wie schön. Es wäre schon toll, wenn sich etwas von dem Glücksgefühl, das dabei entsteht, auf das Publikum überträgt. Und schließlich die Erkenntnis, dass so etwas scheinbar Ineffizientes wie das gemeinsame Singen die Menschen durch eine schwere Krise tragen kann. Sei es nur als Hoffnung, dass man es dann wieder tun kann.

Information

„Unsere Herzen – Ein Klang“ kommt am 22. September ins Kino. Informationen zur Mitsing-Aktion gibt es im Internet: www.unsereherzen-einklang.de.

Terminhinweis

Bereits vor Kinostart ist der Film, oftmals verbunden mit einer Mitsing-Aktion, in Previews zu sehen:
22.8., 17 Uhr: **Dresden**

Filmnächte am Elbufer

23.8., 20.30 Uhr: **Berlin**

Freiluftkino Friedrichshain

23.8., 20.30 Uhr: **Berlin**

Freiluftkino Friedrichshagen

24.8., 20.45 Uhr: **Marburg**

Schlossparkbühne

24.8., 20.45 Uhr: **Pforzheim**

Kulturhaus Osterfeld, Innenhof

25.8., 20.30 Uhr: **Kassel**

Open-Air-Kino, Kulturhaus Dock 4

25.8., 20.30 Uhr: **Calw**

Sommerkino im Kloster Hirsau

26.8., 21 Uhr: **Bielefeld**

Luna Open Air

26.8., 21 Uhr: **Dortmund**

Filmnächte

27.8., 20 Uhr: **Augsburg**

Lechflimmern

28.8., 21 Uhr: **Regensburg**

Open-Air-Kino, Andreasstadel

28.8., 21.20 Uhr: **Biesdorf**

Parkbühne im Schlosspark

29.8. bei Einbruch der Dunkelheit:

Donaufilmmern **Ingolstadt**



UMSTRITTENE „DOCUMENTA 15“ IN KASSEL

Moderne Kunst auf Abwegen

Skandal um antisemitische Darstellungen überschattet die internationale Schau

KASSEL – Laue Nächte in Biergärten, Mitmachkunst und ein Ort für Kinder unter drei Jahren im Fridericianum: Wie ein fröhliches Sommerfestival wollte die diesjährige „documenta 15“ in Kassel daherkommen. Stattdessen wurde sie zum Skandal. Ein Gang über das Ausstellungsgelände, das sich über die ganze Stadt verteilt.

In ihrer 15. Ausgabe verzichtet die „Weltkunstausstellung“, die noch bis 25. September läuft, auf große Kunst. Die Ausstellungspraxis hat zwiespältige Reaktionen ausgelöst. Was können Künstler heute bewirken? Die „documenta 15“ bricht mit dem Kanon, dynamisiert die Praxis, nimmt globale Missstände und die ethische Verantwortung in Südostasien in Blick.

Die niederschweligen, in der Stadt verteilten Aktionen, Biergärten und Veranstaltungen sind nach dem Ende der Corona-Lockdowns eine willkommene Abwechslung für Besucher. Abends soll die Bühne auf dem Friedrichsplatz Festivalstimmung verbreiten. Auf der langen roten Bank genießen die Menschen die weltoffene Atmosphäre. Der Skandal um als antisemitisch kritisierte Kunst scheint hier vergessen.

Atomare „Spitzhacke“

Die Kunstwerke sind teils hochpolitisch. Am „Hiroshima-Ufer“ der Fulda erinnert die „Spitzhacke“ an den verheerenden US-Atombombenabwurf auf die japanische Stadt Hiroshima am 6. August 1945, dem Zehntausende zum Opfer fielen. Die blaue Stahlskulptur hat der kürzlich verstorbene schwedisch-amerikanische Künstler Claes Oldenburg gestaltet.

Hier hat das aus einem Dachstuhl gebaute Boot „citizenship“ des Berliner Zentrums für Kunst und Urbanistik (ZK/U) angelegt. Erneuerbare Energien brachten die Plattform aus der Bundeshauptstadt nach Kassel, wo sie Workshops, Debatten und Performances im Dialog mit lokalen Gemeinschaften anbietet.

Seit 1955 sucht die Stadt Kassel ein Kunst interessiertes Weltpublikum. Alle fünf Jahre werden seither aktuelle Entwicklungen in der Gegenwartskunst und innovative Ausstellungskonzepte präsentiert. Die diesjährige Schau verteilt sich auf vier Areale in der Stadt Kassel:



◀ *Stein des Anstoßes: die als antisemitisch kritisierte Installation „People's Justice“ des Künstlerkollektivs „Taring Padi“, hier bereits im Abbau befindlich. Mittlerweile haben Kritiker weitere Kunstwerke mit potenziell judenfeindlichem Inhalt identifiziert.*

Fotos: Noske

suchen kommt die „Fritskul“ gut an. Sie ist „Speicher“ und „Wohnraum“, der Einblick in das Leben von Künstlern gewährt.

Kritiker könnten fragen: Soll man Künstler derart der Öffentlichkeit aussetzen? Die aus der Karibik stammenden Künstler von „Alice Yard“ gehen noch weiter: Mit „WH22“ hat es neun Residenzen für Künstler geschaffen. Diese leben in „WH22“ und entwickeln hier Werke für verschiedene Orte wie die Grimmwelt Kassel. Günstige Unterkünfte für die Akteure waren in der Stadt schwer zu finden.

das Zentrum, die Nordstadt, Bettenhausen und an der Fulda. Mehr als 1500 Künstler sind an der „documenta 15“ beteiligt.

Die künstlerische Leitung übernahm „Ruangrupa“, ein im Jahr 2000 in Jakarta gegründetes indonesisches Künstlerkollektiv. Die Gruppe sieht eigenen Angaben zufolge für die Grundsätze von „Lumbung“. Das indonesische Wort steht für eine kommunale Reisscheune und

soll für Großzügigkeit und Humor stehen, Unabhängigkeit und lokale Verankerung, Gemeinschaft und gerechte Verteilung.

Im Kunstmuseum Fridericianum, das bereits 1779 gegründet wurde, richtete „Ruangrupa“ die „Fritskul (majelis)“ als Ort der partizipativen Bildung ein. Die Besucher sollen in der Bibliothek recherchieren, nachdenken, gemeinsam Lösungen finden und handeln. Bei den Be-

Vorwürfe gegen das Team

Schon Monate vor Beginn der Kunstsschau waren Antisemitismus-Vorwürfe gegen das „documenta 15“-Team laut geworden. Die Organisatoren bezogen zwar gegen jede Art von Judenhass und Hetze



▲ *Die Installation der Künstlerin Graziella Kusch soll die Aufmerksamkeit von Kleinkindern gewinnen und sie in die „documenta 15“ einbinden. Im Bild rechts: der Eingang zum Kasseler Kunstmuseum Fridericianum, das 1779 gegründet wurde.*



Stellung, die Wogen glätten konnten sie indes nicht. Auch blieb für die Öffentlichkeit bis zur Eröffnung unklar, welche Kunstwerke konkret in der Kritik standen.

Dann überschattete der Skandal endgültig die Kunst – so sehr, dass zwischenzeitlich das gesamte Projekt Documenta in Frage stand. Das Gemälde „People's justice“ (Volksjustiz) des ebenfalls indonesischen Künstlerkollektivs „Taring Padi“ war am Gerüst auf dem Friedrichsplatz für alle zu sehen – und mit ihm die als

judenfeindlich kritisierten Darstellungen.

Was folgte, war kein Beispiel für professionelle Konfliktlösung. Nach erstaunlich langem Schweigen der Verantwortlichen wurde das Großbanner der indonesischen Künstlergruppe mitsamt Pappfiguren einfach entfernt, statt beispielsweise als ein mahndendes „Denk-Mal“ zu dienen. Und das, obwohl die „documenta 15“ doch ein „lernendes Miteinander“ versprochen hatte.

Elisabeth Noske

Albertus Magnus

Der Mann, der alles wusste

Um 1200 in Lauingen an der Donau geboren, erwanderte Albert von seiner schwäbischen Heimat aus ganz Deutschland und viele Länder Europas.

Wie die Natur durchwanderte er auch die Wissenschaften. Seine Werke zu Theologie, Philosophie und Naturphilosophie decken zusammen ungefähr alles ab, was es zur damaligen Zeit überhaupt zu wissen gab.

Er war ein Vordenker und Friedensstifter. Er gilt als Begründer der Kölner Universität und als Retter des Bistums Regensburg. Vor allem aber war der „Mann, der alles wusste“ als Mönch, Prediger und Seelsorger tief verwurzelt im Glauben.

Begegnen Sie diesem faszinierenden Heiligen in unserer Multimedia-Reportage unter www.heiliger-albertus-magnus.de



▲ Nicht gerade alltäglich präsentiert sich St. Elisabeth in Kassel.

Raum der 100 000 Perlen

Kirche zur Documenta in Paradiesgärtlein umgestaltet



Das Kirchengestühl ist weg. Grüner Kunstrasen bedeckt den Innenraum der katholischen Kirche St. Elisabeth. Noch bis 2. Oktober 2022 ist das Gotteshaus am Friedrichsplatz, einem der Zentren der diesjährigen „documenta 15“ in Kassel, in einen „Hortus conclusus“ verwandelt: in ein Paradiesgärtlein.

Das Werk „Poem of Pearls“ der Münchner Künstlerin Birte Blauth (Foto: Noske) krönt eine Schale mit 100 000 echten Perlen. Sie steht in der Mitte des basilikalen Kirchen-

raums, der sich der Natur öffnet. Die ungelochten Perlen kommen aus China. Die Installation soll an das Bild vom „Paradies“ auf Erden erinnern. Für die Künstlerin symbolisiert der Rasen, der den Außen- und Innenraum der Kirche optisch verbindet, die Frage nach dem Weltverhältnis des modernen Menschen.

Die befreite Weite des Raumes legt den Blick auf den Altar frei und verschafft dem Ort den Anschein unbeschwertem Glücks. Besucher finden zur Ruhe, mancher beginnt zu träumen. Auf der Außenfassade rankt in Leuchtschrift „My Precious Pearl From Paradise“ (Meine kostbare Perle aus dem Paradies), den Fußboden ziert ein grün aufgemaltes Labyrinth.

Die Perle, sagt Blauth, erzählt vom Heiligen, erinnert an das Reich Gottes und das himmlische Jerusalem. Drei Künstlerinnen und zwei Künstler standen zur Auswahl für das eigenständige Kunstprojekt der Kirchengemeinde. Blauth überzeugte mit ihrem Entwurf. Wer den „Hortus conclusus“ in St. Elisabeth besucht, darf am Ende eine Perle aussuchen und sie nach Hause mitnehmen. Denn die Perle stehe für die individuelle Seele des Menschen, sagt Blauth.

Elisabeth Noske



www.heiliger-albertus-magnus.de

Albertus Magnus
MultimediaReportage

13 Jedes Mal saß uns die Angst im Nacken. Würden wir es bis zum Stollen schaffen oder müssten wir versuchen, irgendwo in der Stadt, wo wir den Bomben schutzlos ausgeliefert gewesen wären, Unterschlupf zu finden?

Bisher war es uns immer gelungen, den Stollen zu erreichen, doch einmal war die Zeit zu knapp, um aus dem Haus zu flüchten. Wir mussten also im Keller Schutz suchen. Ausgerechnet an diesem Tag fielen Bomben auf unser Viertel. Ein schreckliches Dröhnen und heftige Detonationen waren zu hören, und eine dichte Staubwolke hüllte uns sogar in unserem tief gelegenen Zufluchtsort ein.

Meine Mutter und ich steckten die Köpfe unter das Dach von Peters Kinderwagen, um meinen Sohn und uns zu schützen, als ob uns das bisschen Kinderwagendach hätte retten können. Zitternd vor Todesangst hofften wir inständig, nicht verschüttet zu werden. Im Nebenhaus war eine Bombe eingeschlagen. Die Insassen des Nachbarzellars schrien und versuchten, ein Loch durch die Mauer zu uns durchzubrechen, da sie eingeschlossen waren. Als wir nach der Entwarnung nach draußen konnten, stand vom Nachbarhaus nur noch eine Mauer, alles andere war in Schutt und Asche gelegt. Es gab viele Tote, manche hatten wir gekannt.

Vor unserem Haus war ein Blindgänger gelandet, und wir mussten unsere Wohnung für zwei Tage räumen, bis er entschärft war. Es war ein ungutes Gefühl, an der Bombe vorbeizugehen. Nicht daran zu denken, was mit uns geschehen wäre, wenn sie kein Blindgänger gewesen, sondern an unserem Haus explodiert wäre.

Schließlich fanden wir bei meiner Tante Unterschlupf. Sie hatte nur eine kleine Wohnung und war auf Kinder nicht eingestellt. So war das Zusammenleben nicht ganz einfach, doch wenigstens hatten wir ein Dach über dem Kopf. Wie froh war ich, als wir zurück in unsere eigene Wohnung konnten! Viele Fensterscheiben waren durch das Bombardement zu Bruch gegangen. Sie wurden nun durch Bretter ersetzt.

Nach diesem schrecklichen Ereignis, das für uns gerade noch gut ausgegangen war, beschlossen wir, nicht in der Stadt zu bleiben. Es war zu gefährlich geworden. Jeden Morgen fuhr wir jetzt mit der Straßenbahn durch die von Bomben gezeichnete Stadt in das etwa eine halbe Stunde entfernte Peterswald. Dort hielten wir uns den ganzen Tag bis zum Abend im Wald versteckt. Windeln und Gießfläschchen für den nun fünf Monate alten



Meine verlorene Heimat Flucht aus dem Sudetenland

Peter ist ein fröhliches, hübsches Kind. Dennoch ist Sonjas Stimmung auf dem Tiefpunkt. Sie hat die Mitteilung erhalten, dass sich ihr Mann in amerikanischer Kriegsgefangenschaft befindet. Diese Nachricht ist für lange Zeit das einzige Lebenszeichen von Franz. Immer häufiger heulen die Sirenen, und Sonja rennt mit ihrem Sohn und ihrer Mutter zu einem Stollen, der als sicher gilt.

Peter hatten wir dabei. Er war immer vergnügt, ein richtiger Sonnenschein. In welcher fürchterlichen Welt er hineingeboren worden war, wusste er nicht.

Etwas später führten meine Mutter, Peter und ich ein Leben unter freiem Himmel. Auch wenn es nie Fliegeralarm gab, wenn wir im Wald waren, blieben wir immer dort. Sicher war sicher! Nach mehreren durchwachten Nächten wurde es jedoch zu gefährlich für uns, sich bei jeder Witterung im Wald aufzuhalten. Wir waren zwar nicht die Einzigen, die dort Schutz suchten, aber inzwischen trieb sich allerhand Gesindel herum. Davor fürchteten wir uns fast noch mehr als vor eventuellen Bomben.

Immer häufiger gab es Gerüchte, dass ein Großangriff auf Ostrau bevorstünde. War die Stadt doch ein wichtiges Kohlerevier, das der Feind zerstören wollte. Voller Angst packten wir wieder alles zusammen und fuhr mit dem Zug in ein Gebirgsdorf an der slowakischen Grenze, das uns von den Ferien her bekannt war. Abends kamen wir an, gingen von Tür zu Tür und baten um Quartier. Doch überall wurden wir barsch abgewiesen. Wie Maria und Josef auf Herbergssuche in Bethlehem kamen wir uns vor.

Endlich ließ uns eine alte Frau in ihr kärgliches kleines Haus. Sie erklärte uns, warum die tschechischen Bewohner des Ortes so unfreundlich und ängstlich gewesen waren: In den umliegenden Wäldern hielten sich Partisanen versteckt, die den Dorfbewohnern Strafen angekündigt hatten, sollten sie Deutschen

helfen oder ihnen Unterschlupf gewähren. Sogar mit Erschießung hatten sie ihnen gedroht. Kein Wunder also, dass uns niemand aufnehmen wollte. Nur die alte Frau gab uns Quartier, nachdem sie den kleinen Peter gesehen hatte. Selbst in dieser unheilvollen Zeit gab es Menschen mit gutem Herz.

Schon am nächsten Tag, einem strahlenden Sommertag, geschah es: Wir erlebten eine wahre Invasion von Partisanen. Anschwellender Motorenlärm ließ uns zum Himmel schauen, wo eine große Zahl silber glänzender Flugzeuge kreiste. Auf einmal ergoss sich aus ihnen ein Schwall von Fallschirmspringern. Es müssen Hunderte gewesen sein, so erschien es mir zumindest.

In dichten Trauben hingen sie an ihren weißen Fallschirmen und schaukelten langsam vom blauen Himmel zur Erde herunter. Zu normalen Zeiten wäre das ein spektakuläres Ereignis gewesen, doch jetzt packte uns die nackte Angst. Würde womöglich einer neben uns landen und entdecken, dass wir Deutsche waren? Wir befanden uns in Lebensgefahr. Panisch rannten wir ins Haus, packten eiligst unsere Sachen und ergriffen Hals über Kopf die Flucht. Nichts wie weg von hier! Zum Bahnhof!

Gerade noch erwischten wir den letzten Zug nach Hause, in dem wir dann erfuhren, dass zur gleichen Zeit ein Großangriff mit feindlichen Bombern auf Ostrau stattfand. Vor Entsetzen hielten wir den Atem an. Wohin sollten wir nun? An eine Heimfahrt war nicht mehr zu denken. Im Gegenteil! Wir

waren froh, dass wir nicht in Ostrau geblieben waren.

Wir mussten an einem Ausweichbahnhof aussteigen, da der Hauptbahnhof in Ostrau zerstört war. Nach eingehender Beratung beschlossen wir, mit Peter im Kinderwagen die lange Strecke nach Ostrau zu Fuß zu gehen. Inzwischen, so hofften wir, würde der Bombenangriff vorbei sein. Wir stellten uns die bange Frage, ob unser Haus noch stehen und unsere Wohnung noch existieren würde. Sollten wir nur noch ein Trümmerfeld vorfinden? Wohin dann?

Nach einem stundenlangen Fußmarsch konnten wir in Ostrau erleichtert feststellen, dass unser Haus noch einigermaßen intakt war. Doch in der Stadt sah es schlimm aus. Nicht nur, dass viele Häuser zerbombt und eingestürzt waren, es gab auch Menschenleben zu beklagen.

Die meisten Einwohner hatten sich in die Splittergräben am Stadtrand geflüchtet, in denen auch wir oft Schutz gesucht hatten. Dort wähten sie sich sicher. Viele dieser Gräben waren aber von den einstürzenden Häusern verschüttet worden. Tagelang hörte man das Rufen, Weinen und Wimmern der Eingeschlossenen, die nicht gerettet werden konnten – bis es still wurde. Wie viele Menschen wohl so grausam ums Leben kommen mussten?

Unsere Wohnung war zwar beschädigt, aber zum großen Glück noch bewohnbar. Nun hausten wir monatelang darin, immer in Ungewissheit und Angst. Aus Mangel an Heizmaterial war es kalt. Lebensmittel waren streng rationiert, hinaus zu den Bauern zu gehen, um zu betteln, brachte nichts. Zu viele aus der Stadt waren dorthin unterwegs.

Gottlob hatte ich meine Mutter bei mir. Wir hielten zusammen, die Not machte uns in vielem erfinderisch. Das gleiche Schicksal vereinte uns: Sie hatte ihren Mann verloren und war in noch jungen Jahren Kriegerwitwe geworden; ich hatte von Franz lange nichts gehört. Er hatte seinen kleinen Sohn noch nicht einmal gesehen. Ob er ihn jemals zu Gesicht bekommen würde? Darüber grübelte ich in schlaflosen Nächten nach. Immer wieder nahm ich seinen letzten Brief zur Hand; fast konnte ich ihn auswendig.

► Fortsetzung folgt

Viktoria Schwenger:
Meine verlorene
Heimat
© Rosenheimer Verlag
ISBN:
978-3-475-55455-1





▲ Die Kirchwarft auf Hallig Hooge mit der Halligkirche St. Johannis aus dem 17. Jahrhundert. Hier wird jeden Sonntag Gottesdienst gefeiert, einmal im Monat auf Plattdeutsch.

Hier hat die Natur immer Vorfahrt

Die Hallig Hooge: Ein beliebtes Reiseziel und ein Gradmesser für den Klimawandel

Stürmische See, weite Sicht und frische Nordseeluft ziehen jeden Sommer zahlreiche Touristen auf die Hallig Hooge. Inzwischen ist sie aber nicht mehr nur ein Sehensort für Urlauber, sondern auch Gradmesser für den Klimawandel.

Für die evangelische Pastorin Hildegard Rugenstein war es himmlische Fügung: Als sie im Frühjahr 2020 über einen Medienbericht erfuhr, dass auf der nordfriesischen Hallig Hooge eine Pastorenstelle frei ist, fühlte sie sich sofort angesprochen. Im Januar 2021 packten sie und ihr Mann die Koffer und zogen von Potsdam mit seinen 180 000 Menschen auf die gut 100 Einwohner zählende Hallig.

Bis heute haben sie ihren Entschluss nicht bereut. „Nach Besuchen auf dem Festland sind wir froh, wieder auf unsere Hallig zu dürfen“, sagt die 63-Jährige. Man lebe intensiver, ruhiger und trotzdem vielfältiger, so die Pastorin. Dieses wohlige Lebensgefühl lasse sich nicht toppen.

Hooge ist mit sechs Quadratkilometern Fläche nach Langeneß die zweitgrößte der zehn Halligen im Schleswig-Holsteinischen Wattenmeer. Bis zu 90 000 Tagestouristen besuchen jährlich die kleine Hallig, hinzu kommen 40 000 Übernachtungen.

Hooge wirbt mit Natur pur, dem Heimatmuseum, der Naturschutzstation Wattenmeer und der Kirchwarft mit seiner markanten Architektur. Viele Übernachtungs-

gäste kommen auch zu Rugensteins Gottesdiensten. Die natürliche Meditation durch den Blick in die Weite mache die Gäste dankbar für das unfassbar Schöne von Nordsee und Wattenmeer, sagt sie.

Immer stärkere Unwetter

Auf der Hallig lebt man mit der Natur – und spürt unmittelbar die Folgen des Klimawandels. Die Menschen wohnen auf zehn Warften, also auf aus Erde aufgeschütteten Siedlungshügeln. Sie bieten Schutz bei Sturmfluten. „Die Unwetter werden extremer, das Wasser wird aggressiver, der Meeresspiegel steigt“, sagt Rugenstein, die im vergangenen Februar ihre erste Sturmflut auf Hooge erlebte. Dann steigt das Wasser bis



▲ Die Tagestouristen nutzen gerne die typischen Pferdetaxis, die schon an der Anlegestelle auf sie warten, um sie zu den Sehenswürdigkeiten der Hallig zu fahren. Fotos: Imago/blickwinkel

zur Warftkrone, also etwa fünf Meter über den Meeresspiegel.

„Das kann auch Menschen Angst machen, die schon lange auf der Hallig wohnen, gehört aber zum Leben hier dazu“, sagt der stellvertretende Bürgermeister und Leiter der Schutzstation Wattenmeer auf Hooge, Michael Klisch. Bislang registrieren die Hooger alle zehn Jahre eine solche Flut.

„Landunter“ dagegen, also Hochwasser, das einzelne Flächen der Hallig überspült, ist etwa an fünf Tagen im Jahr üblich. Klisch rechnet damit, dass das Hochwasser auf der Hallig zunehmen wird. Langfristig sollten alle Warften auf den Halligen auf eine sichere Höhe gebracht werden, um für stärkere Sturmfluten gewappnet zu sein, sagt er. Für die Aufwärtung läuft ein 30 Millionen Euro teures Investitionsprogramm des Landes. Auf Hooge müssen noch vier Warften aufgerüstet werden.

Die Planung für die Aufwärtung verlaufe zäh, kritisiert Klisch. Aber auch die neue schwarz-grüne Landesregierung wolle die Menschen auf den Halligen halten. „Wenn alle Maßnahmen greifen und die Prognosen sich nicht zu sehr verschlechtern, wird auch in 50 Jahren ein Leben auf den Halligen möglich sein.“

Für Pastorin Rugenstein sind die Halligen Hinweisschilder in die Zukunft. „Wir sind vorausgeschubst in das, was für uns alle kommen wird.“ Auf Hooge habe die Natur immer Vorfahrt. Die Menschen könnten nicht alles selbst bestimmen. Dadurch entwickle sich eine

demütige, geduldigere, aber auch zupackendere Weltsicht. Auch das Thema Nachhaltigkeit sei prägender. „Hier sehe ich deutlicher als in der Stadt, wie viel Müll ich produziere, und dass dieser Müll zurück ans Festland muss.“

Am 1. November fällt die Hallig in den Winterschlaf. Der Fahrplan ändert sich von täglich bis zu zehn Fahrten nach Schlüttsiel aufs Festland auf wenige in der Woche. Je nach Witterung ist die Hallig im Winter tagelang vom Festland abgeschnitten.

Es fehlt der Nachwuchs

Die Einsamkeit muss man mögen, wenn man auf Hooge dauerhaft wohnt. Die Pastorenstelle war vor der Wiederbesetzung durch Hildegard Rugenstein fünf Jahre lang vakant. Es fehle der Nachwuchs, nicht nur bei Pastoren, sondern auf der Hallig insgesamt, sagt Rugenstein. Auch das Altwerden sei mangels medizinischer Versorgung schwierig. Bei akuten gesundheitlichen Problemen müssen die Hallig-Bewohner aufs Festland geflogen werden. Eine Blinddarmentzündung kann lebensgefährlich werden, wenn wegen Nebel oder Sturmflut kein Hubschrauber auf Hooge landen kann.

Extreme Hitze allerdings plagt die Hooger selten: Im Sommer herrschen dort bis zu 15 Grad weniger als in München. So sprang Anfang Juli auf der Kirchwarft tatsächlich die Heizung noch einmal an.

Nadine Heggen

Hirse ist resistent gegen Trockenheit

Der alten Getreidesorte Hirse könnte auf deutschen Ackerböden eine Renaissance bevorstehen. Bei einem Kongressvortrag im Rahmen der Nürnberger Internationalen Messe Biofach erklärte Günter Schlotter, Geschäftsführer vom Bioverband Biokreis Erzeugerring Mitteldeutschland, die Pflanze gehöre angesichts des Klimawandels zu den robusten Sorten und punkte außerdem mit ihren Nährstoffen. Angesichts zunehmender Temperaturen und lang anhaltender Trockenperioden rücke die Hirse wieder in den Fokus. Hirse ist nicht nur resistent gegen Trockenheit, sie ist auch proteinreich, glutenfrei, basisch und enthält Kieselsäure und Fluor. Der Anbau von Hirse in Deutschland ist seit dem späten Mittelalter nachgewiesen. Im vorigen Jahrhundert wurde sie aber von Kartoffeln, Weizen und Mais verdrängt. *epd*



▲ Der Mönchspfeffer ist nicht nur eine beliebte Arzneipflanze, er sieht auch hübsch aus. Bienen und Hummeln besuchen gerne seine violetten, blauen, rosafarbenen oder weißen Blüten. Foto: gem

Im August ist am Himmel was geboten

Wer eine Sternschnuppe sieht, darf sich bekanntlich etwas wünschen – was, darf allerdings nicht verraten werden. Derzeit ist Wünschen wieder angesagt. Denn der August gilt als der Sternschnuppenmonat schlechthin. Der Grund: Die Erde kreuzt um diese Zeit jedes Jahr die Bahn des Kometen 109P/Swift-Tuttle. Dann fallen zahlreiche Trümmer des Kometen in die Erdatmosphäre und verglühen. Niemals sonst im Jahresverlauf lässt sich eine so große Menge Sternschnuppen beobachten. Die Himmelsfunken scheinen aus dem Sternbild Perseus zu kommen, daher die Bezeichnung Perseiden. Im Volksmund werden sie auch als „Tränen des Laurentius“ bezeichnet, weil sie um den Namenstag dieses populären Heiligen am 10. August zu sehen sind. Der gesamte Aktivitätszeitraum der Perseiden erstreckt sich vom 17. Juli bis zum 24. August. *KNA*



▲ Sternschnuppen sind verglühende Staubteile eines Kometen. Foto: gem

Eine Heilpflanze für Frauen

Der Mönchspfeffer wurde zur Arzneipflanze des Jahres 2022 gekürt

Früher galt der Mönchspfeffer als Keuschheits-Symbol, heute nutzen ihn Frauen zur Selbstmedikation bei Zyklusproblemen. Nun ist er zur Arzneipflanze des Jahres gewählt worden. Im eigenen Garten glänzt er aber nur optisch, nicht als Heilpflanze.

Der Name „Mönchspfeffer“ kommt nicht von ungefähr: Im Mittelalter wuchs der große Strauch in vielen Klostergärten. Zum einen nutzten die Mönche die Früchte als Pfefferersatz. Zum anderen wurde der Pflanze nachgesagt, sie dämpfe den Geschlechtstrieb und helfe so, das Keuschheitsgelübde einzuhalten. Nun hat ein interdisziplinäres Expertengremium – der Würzburger „Studienkreis Entwicklungsgeschichte der Arzneipflanzenkunde“ – den Mönchspfeffer zur Arzneipflanze des Jahres 2022 gewählt. Er sei auserkoren wegen „seiner großen Bedeutung in der Kultur- und Medizingeschichte und seines Potenzials für die medizinische Nutzung“.

Bei Zyklusproblemen

Heutzutage werden Mönchspfeffer-haltige Arzneimittel fast ausschließlich bei Zyklusproblemen, vor allem prämenstruellen Beschwerden, eingesetzt, erläutert die Landesapothekerkammer Ba-

den-Württemberg. Zu prämenstruellen Beschwerden gehören etwa Kopfschmerzen, Heißhunger-Attacken, Schlafstörungen, Schmerzen in der Brust oder unreine Haut. Die standardisierten Arzneimittel sind ohne Verschreibung in der Apotheke erhältlich. „Allerdings sollten die Ursachen für Zyklus-Störungen vor der Einnahme ärztlich abgeklärt werden“, betont die Kammer.

Zwar gibt es keinen wissenschaftlichen Nachweis für die Wirksamkeit des Mönchspfeffers. Aber die moderne Forschung konnte zeigen, dass Mönchspfeffer tatsächlich die Sexualhormone beeinflusst, heißt es vom Studienkreis. Er senke das Prolaktin im Körper. Zu viel davon störe den weiblichen Zyklus und sei ursächlich für das prämenstruelle Syndrom. Zudem könne zu viel Prolaktin auch den Eisprung verhindern.

Mit der nachgewiesenen Beeinflussung der Sexualhormone könne auch die dämpfende Wirkung auf das sexuelle Verlangen bei Frauen und Männern erklärt werden. Diese Wirkung hatten den Angaben zufolge schon die alten Griechen beobachtet. Bei ihnen galt der Mönchspfeffer als ein Symbol der Keuschheit. Im Mittelalter sei dann in christlicher Tradition die Übersetzung des lateinischen Namens „agnus castus“ (keusches Lamm) im Sinne vom Lamm Gottes als Symbol

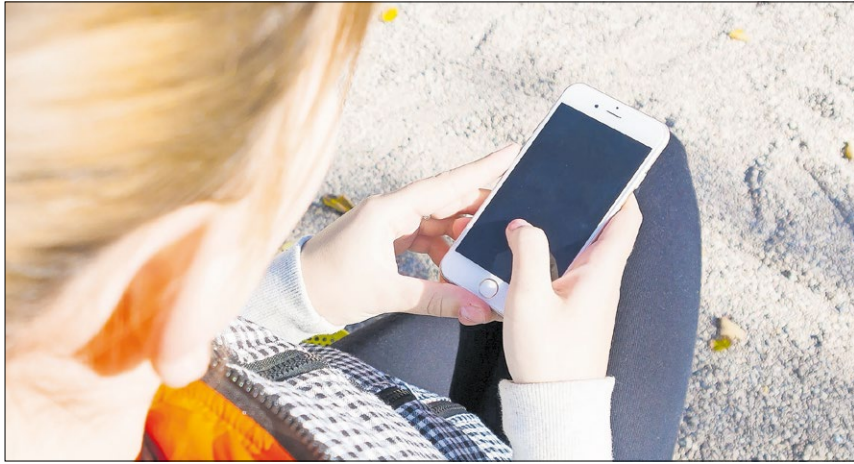
der Unschuld und der Reinheit dazugekommen.

Mönchspfeffer ist im Volksmund auch bekannt als Pfefferstrauch, Keuschbaum, Keuschlamm, Liebfrauenbettstroh, Abrahamstrauch, Athenbaum oder Tanis.

Für Bienen und Hummeln

Er ist vom Mittelmeerraum über Südwestasien bis hin zur Krim und Pakistan verbreitet. Wer möchte, kann die bis zu fünf Meter hoch werdende Pflanze auch in seinem Garten anbauen. Idealerweise, um Bienen und Hummeln eine Freude zu machen oder um sich an den violetten, blauen, rosafarbenen oder weißen Blüten zu erfreuen. Wer Mönchspfeffer als Heilpflanze aus eigenem Anbau nutzen will, könnte frustriert sein. „Bei unseren klimatischen Verhältnissen ist nicht mit einer guten Ernte oder gar Arzneibuch-Qualität zu rechnen“, heißt es von der Apothekerkammer.

Die Arzneipflanze des Jahres wird seit 1999 vom „Studienkreis Entwicklungsgeschichte der Arzneipflanzenkunde“ an der Universität Würzburg gekürt. Ziel ist, an die lange und gut dokumentierte Geschichte von Pflanzen in der europäischen Medizin und an ihren Nutzen auch in der Gegenwart zu erinnern. *Leonie Mielke*



▲ Das Smartphone ist für viele Menschen ein ständiger Begleiter. Doch einer Studie zufolge steigt die Lebenszufriedenheit, wenn die Nutzung reduziert wird. Foto: gem

Verzicht wirkt sich positiv aus

Wer sein Handy öfter weglegt, lebt glücklicher und gesünder

Eine bewusste Verringerung der Nutzung des Smartphones hat laut einer Studie positive Auswirkungen auf die körperliche und seelische Gesundheit. Bei den Testpersonen seien die Lebenszufriedenheit und die Zeit körperlicher Aktivität gestiegen, Depressions- und Angstsymptome sowie der Nikotinkonsum zurückgegangen, teilte die Ruhr-Universität Bochum mit. Dazu sei kein kompletter Verzicht auf das Handy notwendig.

Julia Brailovskaia, Psychologin vom Forschungs- und Behandlungszentrum für psychische Gesundheit, und ihr Team hatten den Angaben zufolge 619 Testpersonen untersucht. Jeweils rund ein Drittel verzichtete eine Woche lang komplett aufs Handy, reduzierte die tägliche Nutzung um eine Stunde oder nutzte das Smartphone genauso wie bisher. Direkt im Anschluss an diese Maßnahme sowie einen und vier Monate später befragten die Forschenden alle Teilnehmenden mit Blick auf ihre Lebensgewohnheiten und ihr Befinden.

„Wir konnten zeigen, dass sowohl der komplette Verzicht auf das Smartphone, aber auch die ein-

ständige Reduktion seiner täglichen Nutzung positive Effekte auf den Lebensstil und das Wohlbefinden der Teilnehmenden hatte“, fasste die Studienleiterin die Ergebnisse zusammen. In der Gruppe derer, die die Nutzung reduziert hatten, hätten sich diese Effekte sogar länger gehalten als in der Abstinenzgruppe. „Es ist nicht nötig, komplett aufs Smartphone zu verzichten, um sich besser zu fühlen“, erklärte Brailovskaia.

Neue Gewohnheiten

Der einwöchige Versuch habe die Nutzungsgewohnheiten der Testpersonen langfristig geändert, hieß es. Noch vier Monate nach dem Ende des Experiments hätten die Mitglieder der Abstinenzgruppe ihr Smartphone durchschnittlich 38 Minuten pro Tag weniger genutzt als zuvor. Die Gruppe derer, die im Experiment täglich eine Stunde weniger mit dem Smartphone verbracht hatten, nutzten es nach vier Monaten sogar 45 Minuten weniger pro Tag als zuvor. Zugleich berichteten sie von höherer Lebenszufriedenheit, bewegten sich mehr, rauchten weniger und litten seltener unter Depressions- und Angstsymptomen. *epd*

Häufig zu viele Medikamente

Viele Senioren nehmen nach Einschätzung der Krankenkasse AOK Rheinland/Hamburg zu viele verschiedene oder unwirksame Medikamente. Demnach erhalten vier von zehn Versicherten ab 65 Jahren fünf oder mehr Medikamente im Quartal verschrieben. Rezeptfrei zusätzlich gekaufte Arzneien oder Nahrungsergänzungsmittel seien dabei noch nicht berücksichtigt, hieß es. *epd*

Für pflegende Angehörige

Für pflegende Angehörige hat die Stiftung Warentest einen neuen Ratgeber veröffentlicht. Anhand praktischer Beispiele beantwortet die 176 Seiten starke Publikation „Gesetzliche Betreuung“ Fragen, die zu Beginn und während einer Betreuung auftauchen. Auch die ab 1. Januar 2023 in Kraft tretende Reform des Betreuungsrechts wird in dem Ratgeber ausführlich dargestellt. *epd*

Neue Prämien für Ihre Empfehlung!

Überzeugen Sie Freunde, Verwandte oder Bekannte von einem Abo der Katholischen Sonntagszeitung und Sie erhalten eines unserer attraktiven Geschenke.



VOGGENREITER Maxi-Percussion-Set

- 1 Maxi-Shaker
- 1 Glöckchen-Fußband
- 2 Klangstäbe
- 1 Shaker-Bell
- 1 Rakatak
- in Deutschland gefertigt

BIG Power Worker Maxi LOADER

- Geeignet für Kinder ab 3 Jahren
- Belastbarkeit 50 kg; Sitzhöhe 22 cm
- Voll beweglicher Ladearm mit realistischer Räumschildfunktion
- Räumschild anklappbar zur Sicherung der Ladung



SCHILDKRÖT Pop-Up Goals

- Abmessung: 120x80x80 cm
- Für Fußball, Hockey etc.
- Leicht, handlich, mobil
- Inhalt: 2 Tore, 4 Glasfaserstangen, 4 Heringe, Tasche

► Weitere attraktive Geschenke finden Sie auf unserer Homepage: www.katholische-sonntagszeitung.de

Prämienauslieferung spätestens 8 Wochen nach Eingang der Abonnementgebühren. Für Geschenk-Abonnements und Werbung von im gleichen Haushalt lebenden Personen dürfen keine Prämien gewährt werden.

Ausfüllen und einsenden an: Katholische Sonntagszeitung · Leserservice · Postfach 11 1920 · 86044 Augsburg

Ich habe den neuen Leser vermittelt.

Bitte senden Sie mir das angekreuzte Geschenk:

- VOGGENREITER Maxi-Percussion-Set 100221 BIG Power Worker Maxi LOADER 100058 SCHILDKRÖT Pop-Up Goals 100302

Vorname / Name _____ Tel. für Rückfragen _____

Straße / Hausnummer _____ PLZ / Ort _____

Ich bin der neue Leser.

Schicken Sie mir die „Katholische Sonntagszeitung“ für mindestens ein Jahr und darüber hinaus bis auf Widerruf. Eine Kündigung ist erst nach Ablauf des ersten Jahres möglich und muss vier Wochen vor dem darauffolgenden Monatsende schriftlich bei uns eingehen.

Vorname / Name _____ Tel. für Rückfragen _____

Straße / Hausnummer _____ PLZ / Ort _____

Ich wähle folgende Zahlungsweise:

- Bequem und bargeldlos durch Bankabbuchung 1/1 1/2 1/4

IBAN

- Gegen Rechnung zum Jahrespreis von EUR 96,60.

X

Datum / Unterschrift _____

- Ja, ich möchte den Newsletter der „Katholischen Sonntagszeitung“ kostenlos per E-Mail beziehen.

E-Mail _____



▲ Die Bartholomäusnacht in Paris auf einem zeitgenössischen Gemälde von François Dubois.

Vor 450 Jahren

Bluttausch an der Seine

„Bartholomäusnacht“ war Zäsur in Frankreichs Geschichte

„Da setzte überall in Paris ein Gemetzel ein, dass es bald keine Gasse mehr gab, auch die aller kleinste nicht, wo nicht einer den Tod fand, und das Blut floss über die Straßen, als habe es stark geregnet“, so beschrieb ein Augenzeuge die Ereignisse der „Bartholomäusnacht“. 1572 eskalierte eine Serie politischer Morde zu einem rasenden Pogrom – eine traumatische Zäsur in der Geschichte Frankreichs.

Im von Religionskriegen verwüsteten Frankreich um 1570 hatte sich zwischen den Katholiken und der mittlerweile bedeutenden Minderheit der calvinistischen Hugenotten ein Patt eingestellt. König Karl IX. sowie seine Mutter, die eigentliche Herrscherin Katharina von Medici, lavierten zwischen den Seiten und wollten vor allem Frankreichs Unabhängigkeit gegen die Einflussnahme des spanischen Königs Philipp II. und des Papstes bewahren.

1570 garantierte die französische Krone im Frieden von Saint-Germain den Hugenotten Amnestie und Gleichberechtigung. Zur Versöhnung sollte auch die spektakuläre überkonfessionelle Heirat zwischen Katharinas Tochter Margarete (Margot) von Valois mit der Symbolfigur der Hugenotten, Heinrich von Navarra (dem späteren König Heinrich IV.), am 18. August 1572 beitragen – trotz scharfer Ablehnung aus Madrid und Rom. In den Niederlanden war der protestantische Freiheitskampf gegen Spanien entbrannt. Nun wollte Hugenottenführer Admiral Gaspard de Coligny militärisch an der Seite Wilhelms von Oranien intervenieren. Am 22. August erlitt Coligny bei einem Mordanschlag eine Schusswunde. Ein

Aufschrei ging durch die Reihen der Protestanten, wodurch wiederum die katholischen Verschwörer zu noch radikaleren Schritten angetrieben wurden: Denn jetzt mussten sie eine protestantische Racheaktion fürchten und wollten präventiv zuschlagen. Wer genau zu den Verschwörern zählte, ist umstritten: Hatten Katharina beziehungsweise der 22-jährige Karl IX. höchstpersönlich den Tötungsbeehl gegeben?

Henri de Lorraine, Herzog von Guise und fanatischer Hugenottenfeind, mobilisierte unter dem Schlachtruf „Der König will es“ die Schweizergarde im Dienste des Königs sowie die Leibwache des Bruders des Königs: Sie sollten die anlässlich der Hochzeit noch immer in Paris weilenden adeligen Häupter der Protestanten aufspüren und töten. Die Stadttore wurden geschlossen, Coligny in seinem Haus ermordet. Heinrich von Navarra rettete nur der erzwungene Übertritt zum Katholizismus vor dem Galgen, er wurde bis 1574 im Louvre interniert.

Von der adeligen Mordlust angesteckt tötete der Mob alle Protestanten, die er greifen konnte, und verschonte auch katholische Glaubensgenossen nicht. Die Gewaltexzesse, durch die in Paris rund 3000 Menschen umkamen, griffen auf die Provinz über: Weitere 15 000 Hugenotten starben.

Wie tief die Feindbilder saßen, lassen makaber wirkende Freudenbekundungen aus Spanien und Rom erahnen. Papst Gregor XIII. bestellte beim Maler Giorgio Vasari drei Fresken über die Pariser Ereignisse für die Sala Regia des Apostolischen Palasts. In Frankreich konnte der Bürgerkrieg erst 1598 durch das Toleranz-Edikt Heinrichs IV. beigelegt werden. *Michael Schmid*

Historisches & Namen der Woche

20. August Bernhard von Clairvaux

Die amerikanische Raumsonde „Voyager 2“ startete 1977 auf dem Weg zu den Planeten Jupiter, Saturn, Uranus und Neptun. Ihre Mission gilt als einer der größten Erfolge der Nasa und der Raumfahrt allgemein, da die Sonde ihre geplante Lebenserwartung weit übertroffen hat und bis heute Daten sendet.



21. August Pius X.

1877 starb Ferdinand Becker. Der deutsche Maler war im 19. Jahrhundert für seine Heiligenbildnisse und Märchenszenen bekannt. Mit zwei weiteren Künstlern malte er unter anderem die fürstliche Hauskapelle auf Schloss Löwenstein im unterfränkischen Kleinheubach aus (Foto unten). Sein wohl bekanntestes Gemälde ist „Die Rolandsknappen“.

22. August Maria Königin, Renate

Das Volkslied „Prinz Eugen, der edle Ritter“ verewigte den Triumph des kaiserlichen Feldherrn Eugen von Savoyen. Im sechsten österreichischen Türkenkrieg hatte er 1717 die serbische Hauptstadt Belgrad von den Osmanen erobert – die Gefahr einer erneuten türkischen Aggression schien endgültig gebannt.

23. August Rosa von Lima

Vicky Leandros' größter Hit in Deutschland war „Theo, wir fahr'n nach Lodz“. Die griechische Sängerin, die rund 55 Millionen Tonträ-

ger verkaufte und 1972 nach einigen Hits in Europa und Übersee den Grand Prix für Luxemburg gewann, feiert nun den 70. Geburtstag.

24. August Bartholomäus

Den Erfolg habe er nie gesucht, sagt Bestsellerautor Paulo Coelho über sich. Sein bekanntestes Werk, „Der Alchimist“, wurde in 81 Sprachen übersetzt und verkaufte sich hunderte Millionen Mal. Der brasilianische Schriftsteller, der auf Reisen immer ein Fläschchen Weihwasser aus Lourdes mitführt und einen neuen Roman erst beginnt, wenn er eine weiße Feder gefunden hat, wird 75.



25. August Ludwig IX., Josef von Calasanz

Bei der Eröffnung der 25. Funkausstellung in Westberlin betätigte der damalige Bundesaußenminister Willy Brandt vor 55 Jahren um 10.57 Uhr einen roten Knopf: Damit wurde in der Bundesrepublik das Farbfernsehen eingeführt.

26. August Gregor von Utrecht

Hauptsächlich durch die Organisation und Leitung der „Kanadischen Arktisexpedition“, die für den Untergang des Hauptschiffs „Karluk“ bekannt wurde, machte sich Vilhjálmur Stefánsson einen Namen. Er lieferte wesentliche Beiträge zur Kartografie der Arktis sowie zur Lebens- und Ernährungsweise der Inuit. Stefánsson starb 1962.

Zusammengestellt von Lydia Schwab



▲ Auf dem Gemälde einer Schutzmantelmadonna von Ferdinand Becker in der Hauskapelle auf Schloss Löwenstein sind links Papst Pius IX. und der Mainzer Bischof Wilhelm Emmanuel von Ketteler dargestellt.

SAMSTAG 20.8.

▼ Fernsehen

- 👁️ 17.35 ZDF: **Plan b. SOS Dürre-Alarm.** Wege aus der Wassernot. Doku.
- 👁️ 20.15 Arte: **Kriegerin und Königin.** Chinas Königin Hao war eine der erfolgreichsten Heerführerinnen der Bronzezeit. Doku.

▼ Radio

- 6.20 DKultur: **Wort zum Tage (kath.).** Frank Seibel, Görlitz.
- 10.30 Horeb: **Pontifikalamt** zum Auftakt des Adoratio-Kongresses in Neuzelle am Festtag des heiligen Bernhard von Clairvaux. Zelebrant: Bischof Wolfgang Ipolt, Görlitz
- 18.05 DKultur: **Feature.** In fremder Erde. Sterben fern der Heimat. Schwerpunktthema „Für die Arbeit in die Fremde“.

SONNTAG 21.8.

▼ Fernsehen

- 👁️ 9.00 ZDF: **37 Grad Leben.** Raus aus der Wut – WG statt Knast.
- 👁️ 9.30 ZDF: **Evangelischer Open-Air-Gottesdienst** aus Eltville.
- 10.00 Bibel TV: **Katholischer Gottesdienst** aus dem Würzburger Dom.
- 20.15 Bibel TV: **Die Bibel – Paulus.** Erste Folge des zweiteiligen Spielfilms.
- 👁️ 21.00 SWR: **Unterwegs auf Europas Pilgerweg.** Von Rouen zum Klosterberg Mont-Saint-Michel.

▼ Radio

- 7.05 DKultur: **Feiertag (kath.).** Migrant im Hintergrund – Mensch im Fokus. Wie der Schauspieler Eugene Boateng für einen neuen Blick auf Afrika sorgt.
- 10.05 DLF: **Katholischer Gottesdienst** aus der Pfarrkirche St. Servatius in Siegburg. Zelebrant: Pfarrer Karl-Heinz Wahlen.

MONTAG 22.8.

▼ Fernsehen

- 18.35 Arte: **Zugvogel im Aufwind.** Vor 400 Jahren ausgerottet, hat der Walddrapp nur im Zoo überlebt. Nach Startschwierigkeiten lebt in Bayern seit einigen Jahren wieder eine Kolonie in Freiheit.

▼ Radio

- 6.35 DLF: **Morgenandacht (kath.).** Regina Wildgruber, Osnabrück. Täglich bis einschließlich Samstag, 27. August.
- 14.00 Horeb: **Spiritualität.** Festtag Maria Königin.

DIENSTAG 23.8.

▼ Fernsehen

- 👁️ 19.40 Arte: **Cannabis für alle.** Auf dem Weg zur Legalisierung.
- 👁️ 20.15 ZDF: **Artensterben in Deutschland.** Doku über Ursachen und Folgen des Artenschwunds sowie Gegenmaßnahmen.
- 👁️ 23.35 ARD: **Der DNA-Detektiv.** Familiensuche per Speichelprobe.

▼ Radio

- 19.30 DKultur: **Zeitfragen. Feature.** Viel Geld, wenig Konzept. Die Aufrüstung der Bundeswehr.

MITTWOCH 24.8.

▼ Fernsehen

- 👁️ 21.45 ARD: **Plusminus.** Umweltsünder Holzpellets-Heizungen? Ist Heizen mit Holzpellets wirklich klimafreundlich?

▼ Radio

- 19.05 DKultur: **Zeitfragen.** Die Welt sollte ein anderes Deutschland erleben. Die Olympischen Spiele in München 1972.
- 20.10 DLF: **Aus Religion und Gesellschaft.** Wie gut, dass es „das Böse“ gibt. Die Konjunktur eines Begriffs in Kriegszeiten.

DONNERSTAG 25.8.

▼ Fernsehen

- 👁️ 22.10 MDR: **Kinder in Zeiten des Krieges.** Der Ukrainekrieg und seine jüngsten Opfer.
- 22.55 3sat: **Die Flucht vor Hitler.** Die Wiener in China. Tausende österreichische Juden emigrierten nach Shanghai, wo ein Klein-Wien entstand. Doku.

▼ Radio

- 19.30 DKultur: **Zeitfragen. Feature.** Für Patienten wirklich nur das Beste? Das Geschäft der Ärzte mit Medikamentenstudien.

FREITAG 26.8.

▼ Fernsehen

- 12.05 3sat: **Heiligenkreuz.** Ein Stift im Wienerwald.

▼ Radio

- 10.00 Horeb: **Lebenshilfe.** Vielfältige Verwirrung. Die Ampelkoalition und ihre Familienpolitik. Von Pavel Jerabek und Michael Brandt.

👁️: Videotext mit Untertiteln

Für Sie ausgewählt



Disney-Klassiker neu aufgelegt

Die schöne Belle wird von einem Biest, das einst wegen seiner gefühlkalten Art von einer Zauberin mit einem Fluch belegt wurde, in einem Schloss gefangen gehalten. Trotz der misslichen Lage arrangiert sie sich mit ihrer Situation und findet neue Freunde. Diese sehen in ihr die eine, die den Bann brechen und alle wieder in ihre wahren Gestalten zurückverwandeln könnte. Doch Eile ist geboten, denn die Dorfbewohner haben es auf das vermeintlich bössartige Biest abgesehen. Mit Emma Watson in der Rolle der liebenswerten Belle hat Disney den Klassiker „Die Schöne und das Biest“ (Sat.1, 20.8., 20.15 Uhr) 2017 neu verfilmt. *Foto: Disney Enterprises, Inc.*



Ein Drahtseilakt für junge Artistinnen

Clowns, Artisten, glitzernde Kostüme: Der Zirkus bringt Menschen seit Jahrhunderten zum Träumen. Doch es gibt Konkurrenz: Heute sind Spielekonsolen und Streamingdienste angesagt. Wie gehen junge Artistinnen mit diesen Herausforderungen um, in einer Welt, in der die Rolle der Frau noch sehr traditionell ist? Die Dokureihe „37 Grad“ (ZDF, 23.8., 22.15 Uhr) begleitet unter anderem die Tochter von Zirkus-Legende Bernhard Paul. Vivian ist im Zirkus Roncalli aufgewachsen. In der Manege ist die 31-Jährige jedoch nur noch selten zu sehen. Inzwischen ist sie hauptsächlich in der Unternehmensführung tätig. *Foto: ZDF/Björn Schneider*

Acht Todesfälle und eine Geschäftsidee

Ismael Boulasmoum, kurz Smile, hält sich in Brüssel mit Gelegenheitsjobs über Wasser. Überraschenderweise überträgt ihm sein Vater die Hälfte seines Bestattungsunternehmens. Die andere Hälfte erhält seine Schwester. Die Firma „Assurances Omar“ ist auf die Beisetzung marokkanischer Einwanderer spezialisiert. Nach islamischer Tradition werden diese in marokkanischer Erde, also in Marokko, begraben. Smile will die Geschäftsidee weiterentwickeln: Er bietet muslimische Begräbnisse in Brüssel an – mit importierter Erde aus Marokko. Alle acht Folgen der Serie „Salam – Rest in Peace“ (ZDF neo, 20.8., 21.55 Uhr) werden am Stück ausgestrahlt.

Senderinfo

katholisch1.tv

bei augsburg.tv und allgäu.tv sonntags um 18.30 Uhr (Wiederholung um 22 Uhr). Täglich mit weiteren Nachrichten und Videos im Internet: www.katholisch1.tv.

Radio Horeb

über Kabel analog (UKW): Augsburg 106,45 MHz; über DAB+ und Satellit Astra digital: 12,604 GHz. Im Internet: www.horeb.org.

Ihr Gewinn



Schüchternheit lieben lernen

Wer schüchtern ist, fühlt sich oft schwach und übersehen. Doch gerade zurückhaltende Menschen tragen eine innere Stärke in sich, die unterschätzt wird. In ihrem Buch „Stilles Strahlen: Weil echter Mut nicht laut sein muss“ kommt Autorin Marie Briese dem Geheimnis innerer Stärke auf die Spur. Sie zeigt, wie introvertierte Teenie-Mädchen ihre stille Art kennen und lieben lernen können.

Sie erzählt ihre eigene Reise „zu sich selbst“, wie sie aus der Schublade hinein in die Bestimmung Gottes gefunden hat. Mit vielen Beispielen aus ihrer eigenen Schulzeit ermutigt sie die Leserinnen, sich nicht zu verstecken, sondern ihre Unsicherheit abulegen und zu sich selbst zu stehen. Dazu gibt sie konkrete Tipps.

Wir verlosen drei Bücher. Wer gewinnen will, der schicke das Lösungswort des Kreuzworträtsels mit seiner Adresse an:
 Katholische Sonntagszeitung bzw. Neue Bildpost
 Rätselredaktion
 Henisiusstraße 1
 86152 Augsburg
 redaktion@suv.de

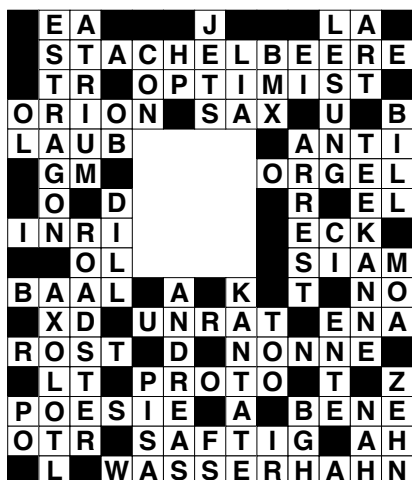
Einsendeschluss:
 25. August

Über das Buch „Haltbar machen“ aus Heft Nr. 31 freuen sich:
Rita Bauer,
 92533 Wernberg/Köblitz,
Georg Fenger,
 47178 Duisburg,
Katharina Linke,
 86447 Aindling.
 Herzlichen Glückwunsch!
 Die Gewinner aus Heft Nr. 32 geben wir in der nächsten Ausgabe bekannt.

Lebensabschnitt	Liebhaber (engl.)	Meeresstachelhäuter (Mz.)	9	zuvor	tschechische Hauptstadt	Bergvolk in Vietnam	Stadt in Niedersachsen	Meeresraubfische	Wundmale Jesu		
				Sitz der Stadtverwaltung							
	2			Ungläubiger							
Gehilfe der römischen Kaiser		Haltetau von Masten			spanischer Ausruf	7		Vorname Einsteins			
deutsche Vorsilbe							religiöses Lied	Initialen des Autors Gide †	8		
							Anrufung Gottes	3	Rheinstädter		
Stimmzettelbehälter	Instandsetzung	Völkergruppe									
Nutztier der Samen			10								
Quadrillefigur						Frauenname		1			
Himmelsbrot		chem. Zeichen für Neptunium		defekt	Wüstenluchs		Sprengstoff (Abk.)		italienischer Männername		
		5		schal			Hackfleischgericht (franz.)	venezianische Münze im MA.			
					Vorname d. Schauspielers Ventura		Hanfabbfall	4			
Darstellung von Christi Geburt		dt. Komponist, † 1847		bibl. Männergestalt							
Rednerpult im Karneval		Moralwellehre				int. Kfz-K. Sri Lanka		Initialen von Adenauer			
	6			Anrainer							
Spielkartenfarbe				Spendensammlung							

1	2	3	4	5	6	7	8	9	10
---	---	---	---	---	---	---	---	---	----

Lösung aus den Buchstaben 1 bis 10:
Hübsche Pflanzenrankhilfe
 Auflösung aus Heft 32: **KREUZWEG**



„...aber du musst doch zugeben, dass sie originelle Rettungsboote haben?“

Illustrationen:
 Deike/Jakoby



Erzählung Baldoria

Beim Kampf gegen den Lärm – was sind wir für ein stilles Land! Man muss aus Italien zurückkommen, um das zu merken. Auf der Straße brüllt kein Gemüsehändler und hupt kein Auto. Im Restaurant sprechen die Gäste gedämpft, fast flüsternd, eine raunende Konversation, wallende Gesprächsnebel, Sanatoriumsluft. Hängen vielleicht irgendwo Schilder „Ruhe, Schwerkranke!“ herum?

Bei uns ist es so still, dass man sogar den Kuckuck rufen hört. „Horch, der Kuckuck!“ ist ein urdeutscher Satz. Ob der Vogel auch in Italien vorkommt, kann man nicht wissen. Und wenn es dort ganze Kuckucks-gesangvereine gäbe, man würde nichts hören vor lauter Krach.

Wir dagegen leben *con sordino*. Schon als Kinder vernehmen wir immer wieder: „Seid leise! Leise. Leise!“ Und wir sind leise unser Leben lang. Aber in Italien, da knallt die Sonne, und da knallt das Leben! In der Trattoria ist soeben eine Gesellschaft aus der Großstadt angekommen, eine Betriebsgemeinschaft mit Familienbegleitung. Sie essen Spaghetti con Sugo und sprechen con Brio, trinken Wein und reden und lachen, essen gebratene Fische und deklamieren, essen Pfefferschoten und tönen, essen Salat und Trauben und Pfirsiche und rufen und trompeten. Die Damen können es am besten, sie haben



Trümpfe auf der Lippe und können es nicht erwarten, deshalb schrateln sie alle zugleich und trumpfen sich in Grund und Boden, die Augen funkeln, die Zungen schwirren wie Libellenflügel. Fortissimo!

Nun bekommt die Technik ihren Einsatz. Eine Orgie von Geräuschen bricht los. Das Radio leert zentnerweise heulende Liebeslieder aus. Billardkugeln und Kegel klatschen gegeneinander, und die 44 Fußballroboter der beiden Spielautomaten sausen donnernd um die eigene Achse, angefeuert von den Schlachtrufen der Spieler. Diese schreien sich an wie kurz vor dem Totschlag im Affekt, aber es ist alles nur Spaß.

Ein Getöse erfüllt die Luft, als hätte man den Trubel eines Volksfestes, das Johlen einer Schule im Hallenbad, das Dröhnen eines Stahlwerks und das Gelächter der letzten drei Jahrhunderte gesammelt und in die kleine Trattoria hineingepresst. Sie erbebt bis in ihr altes Gemäuer, aber sie hält es aus.

Ursula und ich geraten da hinein, wie alles im schönsten Gange ist. Der Lärm schlägt über uns zusammen wie ein Meer, wir schnappen nach Luft. Hilfe, wir gehen unter! Die Italiener aber schwimmen obenauf, sie zer-teilen die Schallwellen, durchstoßen die Brandung, machen Kopfsprünge, tauchen und kommen gleich wieder

hoch – sie baden im Krachmeer und tummeln sich vor Wonne! Welch eine Lust, Welch königliches Fest! Welch herrlicher Radau!

Durstig und hungrig, wie wir sind, rufen wir dem Wirt zu: „Mezzo litro di vino e la lista!“ Er antwortet: „Che fatteruobiliamentogliobasili-fermatotuttogelato!“ und ist schon wieder weg. Es ist unmöglich, sich zu verständigen. Es ist auch nicht nötig. Da kommt schon der Wirt mit Wein und zwei Tellern Spaghetti. Wein versteht sich in Italien von selbst. Spaghetti verstehen sich auch von selbst.

Welch gesegnetes Land! Haec est Italia, Diis sacra – Das ist Italien, den Göttern geweiht! Für lärmende Freude haben die Italiener ein besonderes Wort, und sie brauchen es auch: Baldoria. Ein Vergnügen ohne Baldoria ist kein Vergnügen in Italien, ein Leben ohne Lärm ist kein Leben, ohne Rumor ist man tot bei lebendigem Leib. Man muss sich hören, dann feiert das Trommelfell, das Blut pulsiert, dann lebt man aus dem Vollen. Macht mehr Radau, und ihr bleibt gesund! Dies ist die Lärmkampagne auf Italienisch.

Sie müssen die besseren Nerven haben. Und ich weiß jetzt, woher Italiens wunderbare, weitreichende, schallende Opernstimmen kommen! Sie kommen von der Übung. Von der Baldoria.

Text: Hellmut Holthaus; Foto: gem

Sudoku

		7	2	6	4	3		5
4		5	7		9			6
9		2	1			7	8	4
		9		6		3	7	
6	4	1		7		5	8	
				5	2		1	9
1	9		2		5	7		
2	7		5	4	3		6	
3	5		9	7		8		

Die Zahlen von 1 bis 9 sind so einzutragen, dass sich jede dieser neun Zahlen nur einmal in einem Neunerblock, nur einmal auf der Horizontalen und nur einmal auf der Vertikalen befindet.

Oben: Lösung von Heft Nummer 32.

7	5					9	2	
3			7		9			1
9				6	8			3
				3			8	9
2	3		9	7			4	
	6	9		1				
	9		5	2				7
	4	5	8	7				
		2			1	4		



Hingesehen

Rekord mit rotem Schnabel: Mit mehr als 1000 Paaren gibt es im Freistaat Bayern aktuell so viele Störche wie noch nie. Zum ersten Mal seit über 120 Jahren und dem Beginn der Aufzeichnung des Vogelbestands habe der Storch die historische Marke geknackt, teilte der Naturschutzverband LBV in Hilpoltstein mit. Gründe für die Erholung des Bestands seien unter anderem Nisthilfen, gesicherte Nahrungsflächen und das veränderte Zugverhalten der Tiere. Nach dem alarmierenden Tiefstand vor 34 Jahren, als nur noch 58 bayerische Weißstorch-Brutpaare gezählt wurden, stieg die Population seit Anfang des Jahrtausends stetig an. 2017 wurde der Weißstorch aus der Roten Liste der Brutvögel Bayerns als ungefährdet entlassen. Im vorigen Jahr lag die Zahl gemeldeter besetzter Storchennester bei 950.

epd/Foto: gem



Wirklich wahr

Kühler Messwein aus dem Automaten: Vor der Barockbasilika Frauenkirchen im österreichischen Burgenland können Pilger einen gegen den Durst zapfen. Für einen Euro schenkt ein Automat ein Sechzehntel von einem auf sechs Grad gekühlten Messwein aus, berichtete die Zeitung „Kurier“.



Ausgestattet ist der gelbe Kasten mit Touchscreen,

Bankkarten-Lesegerät und zwei kleinen Kühlfächern mit Zapfhähnen. Bezahlung und Alterskontrolle erfolgen über die Bankomatkarten der Pilger.

Die Idee zu der „Messwein-Tankstelle“ hatte der technik-affine Franziskanerpater Thomas Lackner. Nach Auskunft der Herstellerfirma

sei es die erste ihrer Art weltweit, sagte er dem „Kurier“.

KNA; Symbolfoto: gem

Wieder was gelernt

1. Wie heißt der Storch in der Fabel?

- A. Isegrim
- B. Adebarr
- C. Reinecke
- D. Petz

2. Wie alt können Weißstörche werden?

- A. 15 Jahre
- B. 20 Jahre
- C. 35 Jahre
- D. 50 Jahre

Lösung: 1. B 2. D

Zahl der Woche

31,2

Prozent der 15- bis 24-Jährigen in Deutschland waren Ende 2021 bereits aus ihrem Elternhaus ausgezogen. Dies ergab eine Erhebung des Statistischen Bundesamts. Zehn Jahre zuvor gaben nur 27,5 Prozent der Altersgruppe an, bereits ausgezogen zu sein.

Durchschnittlich verlassen junge Menschen in Deutschland ihr Elternhaus mit 26,5 Jahren und damit drei Jahre früher als im europaweiten Schnitt. Am frühesten zogen der Erhebung zufolge junge Menschen in Schweden (19 Jahre), Finnland (21,2 Jahre) und Dänemark (21,3 Jahre) aus.

In Portugal (33,6 Jahre), Kroatien (33,3 Jahre) und der Slowakei (30,9 Jahre) war das durchschnittliche Alter der jungen Menschen beim Auszug aus dem Elternhaus vergleichsweise am höchsten.

Während Männer das elterliche Haus in Europa im Durchschnitt erst mit 27,4 Jahren verlassen, ziehen Frauen bereits mit durchschnittlich 25,5 Jahren aus.

epd

Impressum

Katholische Sonntagszeitung für Deutschland

Sankt Ulrich Verlag GmbH
Henisiusstraße 1, 86152 Augsburg
Telefon: 08 21/5 02 42-0
www.katholische-sonntagszeitung.de

Geschäftsführer:
Ulrich Bobinger

Herausgeber:
Sankt Ulrich Verlag GmbH

Redaktion

Chefredakteur: Johannes Müller
Chef vom Dienst: Thorsten Fels

Redaktion:
Dr. Peter Paul Bornhausen,
Victoria Fels (Nachrichten),
Romana Kröling, Lydia Schwab,
Ulrich Schwab, Simone Sitta

Nachrichten:
Katholische Nachrichtenagentur (KNA), Evangelischer Pressedienst (epd), Deutsche Presse-Agentur (dpa), eigene Korrespondenten.

Der Verlag haftet nicht für unverlangt eingesandte Manuskripte, Fotos und Ähnliches.

Die Zeitung und alle in ihr enthaltenen Beiträge und Abbildungen sind urheberrechtlich geschützt.

Mediaberatung

Astrid Sauerwein (verantwortlich für den Anzeigenteil),
Telefon: 08 21/5 02 42-25
Telefax: 08 21/5 02 42-83

Gültig ist zurzeit die Anzeigenpreisliste Nr. 39 vom 1.1.2022.

Anzeigenschluss: 10 Tage vor Erscheinen

Mediendesign:
Gerhard Kinader
Telefon: 08 21/5 02 42-36

Druck und Repro:
Presse-Druck- und Verlags-GmbH
Curt-Frenzel-Straße 2
86167 Augsburg.

Bankverbindung:
LIGA Bank eG
IBAN DE5175090300000115800
BIC GENODEF1M05



Leserservice, Vertrieb und Marketing

Karola Ritter,
Postfach 11 19 20,
86044 Augsburg
E-Mail: vertrieb@suv.de
Telefon: 08 21/5 02 42-12

Leserservice:
Telefon: 08 21/5 02 42-13
oder 08 21/5 02 42-53
Telefax: 08 21/5 02 42-80

Bezugspreis:
Vierteljährlich EUR 24,15.
Einzelnummer EUR 1,90.
Bestellungen direkt beim Verlag, Leserservice.

Abbestellungen sind vier Wochen vor dem darauffolgenden Monatsende schriftlich an den Verlag nach Augsburg zu richten, entweder per E-Mail, per Fax oder per Post.

Im Falle höherer Gewalt und bei Arbeitskämpfen besteht kein Belieferungs- oder Entschädigungsanspruch.

Mit Maria gut durch den Sommer

Der „Frauendreißiger“: Vier Wochen, um bei der Gottesmutter in die Schule zu gehen

Mai und Oktober sind bekannt als die klassischen Marienmonate. Dabei gibt es mitten im Sommer vier weitere Wochen, an denen mehrere Feste der Gottesmutter gedenken.

Es gibt Monate im Jahr, die besonders mit der Verehrung der Gottesmutter Maria verbunden sind: als erstes natürlich der Mai, in dem in vielen Kirchen und Wohnungen die Maialtäre aufgebaut sind. Man ehrt die Gottesmutter mit den Maiandachten, die in feierlicher Form begangen werden. Auch der Oktober ist ein Marienmonat: Er ist dem Rosenkranzgebet gewidmet, in dem die Gläubigen zusammen mit Maria auf Christus schauen und das Evangelium meditieren. Doch auch die Zeit vom 15. August bis zum 14. September ist mit Maria verbunden: Es sind die Wochen des sogenannten Mariendreißigers, mancherorts auch „Frauendreißiger“ genannt.

Dieser Monat mitten im Hochsommer ist nicht überall ein klassischer Marienmonat, im Gegensatz zu Mai oder Oktober. Aber er ist durch die vielen Marienfeste strukturiert, die ihm seine Prägung geben: den 15. August, das Fest der Aufnahme Mariens in den Himmel, der auch „Großer Frauentag“ genannt wird. Dann der 22. August, das Fest Maria Königin; am 8. September feiert die Kirche Mariä Geburt, am 12. September Mariä Namen, und am 15. September wird der sieben Schmerzen Mariens gedacht.

Das Marienleben

Es sind vier Wochen im Jahreslauf, die besonders dem Gedächtnis des Lebens Mariens gewidmet sind: ihrem Lebensende, ihrer Verherrlichung im Himmel, aber auch ihrem Lebensbeginn und den Schmerzen, die sie im Lauf ihres irdischen Lebens erleiden muss. 30 Tage im Jahr, an denen die Kirche an verschiedene Augenblicke aus der Biographie der Gottesmutter erinnert.

Daher haben diese Tage auch den Namen „Mariendreißiger“ erhalten. Normalerweise enden sie mit dem „Kleinen Frauentag“, dem Fest Mariä Geburt. Allerdings sind das weniger als 30 Tage; deshalb nimmt



▲ Thronende Jungfrau Maria, um 1500.

Foto: gem

man häufig die Woche bis zum 15. September noch hinzu. Aber auch so ist diese Zeit durch zwei Marienfeste begrenzt.

Für das Leben der Menschen hatten diese Marienfeste im Sommer schon immer eine große Bedeutung. Viele Bauernregeln haben sich rund um diese Gedenktage entwickelt: „An Mariä Geburt fliegen

die Schwalben fort“, heißt es zum Beispiel. Oder „An Mariä Namen sagt der Sommer Amen“. Vor allem der 15. August ist mit einem reichen Brauchtum verbunden: Im Gottesdienst zu Mariä Himmelfahrt werden die Kräuterbuschen gesegnet. Bunte Sträuße aus vielerlei Blumen und Heilkräutern, die anschließend zu Hause im „Herrgottswinkel“ auf-

gehängt werden. Man nimmt den Segen Gottes mit nach Hause und stellt die eigene Wohnung und die eigene Familie unter Gottes Schutz – das ist der Gedanke, der in den Kräuterbuschen deutlich wird.

Anders verhält es sich übrigens mit dem Fest Maria Königin am 22. August: Hier gibt es kein eigenes Brauchtum, weil dieser Festtag noch sehr jung ist. Erst im Jahr 1954 hat Papst Pius XII. diesen Tag in den liturgischen Kalender der Kirche eingeführt. Der 22. August ist der Oktavtag von Mariä Himmelfahrt: Beide Festtage erinnern an das Schicksal Mariens nach ihrem Ableben. Sie ist gestorben, wie jeder Mensch, im Kreis der Apostel in Jerusalem entschlafen. Aber sie wurde aufgenommen in den Himmel von ihrem Sohn Jesus Christus, wo sie die Krone der ewigen Herrlichkeit empfangen hat.

Zu neuem Leben befreit

Es ist schön, Maria in diesen sommerlichen Tagen zu ehren. Sie ist unser Vorbild im Leben und im Glauben. Wie jeder Mensch wurde sie geboren, und ist sie gestorben.

Wie jeder Mensch wurde sie vor die Wahl gestellt, dem Wort Gottes zu glauben oder es nicht zu tun. Maria zeigt, wie ein Leben aussehen kann, das ganz aus dem Vertrauen auf Gottes heilbringende Nähe schöpft. Ein Leben, das begrenzt ist durch Geburt und Tod. Aber ein Leben, das die Grenze des Todes überschreitet, weil Christus sein Ostern mit uns teilt. Weil er die Menschen, die ihm nachfolgen, nicht im Stich lässt, sondern sie aus dem Tod zum neuen Leben befreit.

Das feiern wir in diesen vier Wochen im Hochsommer: dass Gottes Lebensliebe größer ist als aller Tod dieser Welt. Dass wir mit Gott und mit seinem Segen durch dieses Leben gehen können und nicht zuschanden werden, egal, was uns auf diesem Lebensweg zustößt. Denn er ist der „Immanuel“, der Gott, der mit uns ist und uns durch dieses Leben begleitet. *Fabian Brand*

Reise / Erholung

500 Fasten-Wanderungen
Telefon/Fax 0631-47472 · www.fastenzentrale.de



DIE BIBEL LEBEN TAG FÜR TAG

Das Wort Gottes niemals bloß überfliegen! Fragt euch: „Was sagt das meinem Herzen? Spricht Gott durch diese Worte zu mir? Berührt er mich in der Tiefe meiner Sehnsucht? Was muss ich tun?“

Papst Franziskus

Sonntag, 21. August
21. Sonntag im Jahreskreis
Herr, sind es nur wenige, die gerettet werden? Er sagte zu ihnen: Bemüht euch mit allen Kräften, durch die enge Tür zu gelangen (Lk 13,23f)

„Wir kommen alle, alle in den Himmel ...“ – diese Schlagertexte sind eine große Täuschung, wenn wir Jesu Wort ernst nehmen. Es kommt auf mein Bemühen im Alltag an und auf meine persönliche Entscheidung, mich von Jesus lieben und retten zu lassen.

Montag, 22. August
Wir können in den Gemeinden Gottes mit Stolz auf euch hinweisen, weil ihr im Glauben standhaft bleibt bei aller Verfolgung und Bedrängnis, die ihr zu ertragen habt. (2Thess 1,4)

Die aktuellen Zeiten in Kirche und Welt sind herausfordernd für jeden einzelnen. Bei aller Bedrängnis versuchen wir, in der gegenseitigen Liebe zu bleiben und dadurch Zeugnis von unserem Glauben an Christus zu geben. Maria, Königin des Friedens, bitte für uns!

Dienstag, 23. August
Seid also standhaft, Brüder, und haltet an den Überlieferungen fest, in denen wir euch unterwiesen haben, sei es mündlich, sei es durch einen Brief. (2Thess 2,15)

Was sind die Überlieferungen, die uns Halt geben? Es ist das Wort des Evangeliums und die Tradition der Apostel. Lassen wir uns vom aktuellen Zeitgeist nicht in die Irre führen!

Mittwoch, 24. August
Hl. Bartholomäus
Natánaël antwortete ihm: Rabbi, du bist der Sohn Gottes, du bist der König von Israel! (Joh 1,49)

Wer ist Jesus wirklich für mich? Kann ich mit dem Apostel Bartholomäus, auch Natánaël genannt, bekennen: Jesus, du bist für mich der Sohn Gottes? Du bist mein Retter und Erlöser aus den Schwie-

rigkeiten dieser Zeit? Heiliger Bartholomäus, bitte für uns!

Donnerstag, 25. August
In jener Zeit sprach Jesus zu seinen Jüngern: Seid wachsam! Denn ihr wisst nicht, an welchem Tag euer Herr kommt. (Mt 24,42)

Urlaubszeit, Erholungszeit. Zeit für mich – und Zeit für Gott? Vergessen wir bei den vielen schönen Erlebnissen nicht den Ursprung und das Ziel unseres Lebens: Gott, den Vater. Plötzlich und unerwartet müssen wir vor ihn treten – und dann?

Freitag, 26. August
Brüder und Schwestern! Christus hat mich nicht gesandt zu taufen, sondern das Evangelium zu verkünden, aber nicht mit gewandten und klugen Worten, damit das Kreuz Christi nicht um seine Kraft gebracht wird. (1 Kor 1,17)

Jeder Freitag lädt uns ein, auf das Wunder unserer Erlösung zu schauen – auf Jesus am Kreuz. Heute können wir ganz bewusst

unsere Leiden und Sorgen zum leidenden Jesus bringen, vor sein heilbringendes Kreuz.

Samstag, 27. August
Seht auf eure Berufung, Brüder! Da sind nicht viele Weise im irdischen Sinn, nicht viele Mächtige, nicht viele Vornehme, sondern das Törichte in der Welt hat Gott erwählt, um die Weisen zuschanden zu machen. (1 Kor 1,26f)

Was ist meine Berufung? Mutter, Ehefrau, Single? Durch unsere Taufe hat Gott uns erwählt und jedem eine Berufung geschenkt, durch die wir glücklich werden können. Welchen besonderen Auftrag spüre ich in meinem Herzen, für die Menschen in unserer Welt zu leben? Heilige Monika, bitte für uns, unsere Berufung zu leben!

Schwester M. Petra Grünert ist seit 25 Jahren Franziskanerin von Maria Stern und leitet das Haus St. Hildegard am Dom in Augsburg (www.franziskanerinnen-am-dom.de).



St. Verena

Zeitschrift für die Frau im katholischen Pfarrhaus



4 x im Jahr
bestens
informiert!

- Informationen aus der Berufsgemeinschaft
- praktische Tipps für Haushalt, Garten und Gesundheit
- Gebete, Impulse, meditative Bilder

Ja, schicken Sie mir die mit 4 Ausgaben jährlich erscheinende Zeitschrift **St. Verena** für mindestens 1 Jahr zum günstigen Jahresbezugspreis von EUR 12,00 (incl. Zustellgebühr).

Zustellungsbeginn

Name / Vorname

Straße / Hausnummer

PLZ / Ort

Ich bin damit einverstanden, dass die zu entrichtende Abonnementgebühr jährlich von meinem Konto abgebucht wird.

IBAN

X

Datum, Unterschrift

Bitte ausfüllen und einsenden an: Mediengruppe Sankt Ulrich Verlag GmbH, Leserservice **St. Verena**, Henisiusstraße 1, 86152 Augsburg.

Vertrauensgarantie: Diese Bestellung kann innerhalb zwei Wochen schriftlich widerrufen werden. Zur Wahrung der Frist genügt die rechtzeitige Absendung des Widerrufs.